

Bachelorarbeit im Studiengang Soziale Arbeit

Polyamorie und Monogamie - ein Gegensatz?

Eine Literaturanalyse über Ähnlichkeiten und Unterschiede von
polyamoren und monogamen Beziehungskonzepten

Vorgelegt von:
Nathalie Luise Dorst
6. Fachsemester

Matrikelnummer: 28418



Erstbetreuerin: Prof. Dr. Maika Böhm
Zweitbetreuerin: Maria Urban

Merseburg: 13.08.2024

Abstract

Menschen gelten als soziale Wesen, welche mittels persönlicher Beziehungen zu anderen Personen sowohl ihre Sozialität sowie ihre soziale Integration empfangen und beibehalten (vgl. Lenz und Nestmann 2009b: S. 9). Dabei wird in den vielfachen Ausprägungen persönlicher Beziehungen die Paarbeziehung als äußerst intensive Form beschrieben (vgl. Ebbecke-Nohlen 2009: S. 859). Aufgrund dieses Wandels in den Beziehungsmodellen westlicher Kulturen, widmet sich diese Ausarbeitung der Forschungsfrage, inwiefern Personen, welche in polyamoren Beziehungen leben, sich mit ihren persönlichen und den Bedürfnissen ihrer Beziehungspersonen auseinandersetzen, im Vergleich zu monogamen Menschen. Um dieses Vorhaben entsprechend eingrenzen zu können, fokussiert diese kontrastierende Arbeit die Dimensionen kommunikativer Aushandlungsprozesse, dem Treueverständnis sowie der Vorstellung von romantischer Liebe und Sexualität. Auch wird ein entsprechender Bezug zu der Sozialen Arbeit durch eine Betrachtung der Beratung monogamer und nicht-monogamer Personen hergestellt. Diese Einsicht bildet ab, dass ein sex-positiver Blick in der Beratung Klient*innen, unabhängig derer Beziehungsmodelle, darin unterstützt, sich über ihre persönliche sexuelle Orientierung hinaus, dem eigenen Wohlbefinden und dem Erleben von selbstbestimmten, angenehmen sexuellen Erfahrungen in selbstgewählten Beziehungen widmen zu können. Auch zeigt sich, dass sowohl die Monogamie als auch die Polyamorie durch die untersuchten Dimensionen geprägt werden und Personen individuell miteinander verbinden.

Summary

People are considered to be social beings who receive and maintain their sociality and social integration through personal relationships with other people (cf. Lenz and Nestmann 2009b: p. 9). Within the multiple forms of interpersonal relationships, a couple is described as an extremely intensive form (cf. Ebbecke-Nohlen 2009: p. 859). Due to this change in the relationship models of Western cultures, this paper is dedicated to the research topic of the extent to which people who live in polyamorous relationships deal with their personal needs and the needs of their relationship partners in comparison to monogamous people. In order to be able to narrow down this project accordingly, this contrasting work focusses on the dimensions of communicative negotiation processes, the understanding of fidelity and the concept of romantic love and sexuality. A corresponding reference to social work is also established by considering the counselling of monogamous and non-monogamous people. This insight shows that a sex-positive view in counselling supports clients, regardless of their relationship models, in being able to devote themselves to their own well-being and the experience of self-determined, pleasant sexual experiences in self-chosen relationships beyond their personal sexual orientation. It also shows that both monogamy and polyamory are characterised by the dimensions examined and connect people individually.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	4
2	Monogame Beziehungen.....	7
2.1	Die historische Entwicklung monogamer Beziehungen	10
2.2	Strukturmerkmale und Problematiken monogamer Beziehungen.....	13
3	Polyamore Beziehungen.....	15
3.1	Zwischen Ehrlichkeit und Aushandlung	18
3.2	„Mangel-Erscheinungen“ im Kontext zu der „Mono-Normativität“	22
4	Vergleich.....	24
4.1	Aushandlungsprozesse	24
4.2	Treueverständnis	27
4.3	Romantische Liebe und Sexualität.....	29
5	Beratung monogamer und polyamorer Beziehungen	32
6	Fazit.....	39
7	Abkürzungsverzeichnis.....	43
8	Literaturverzeichnis.....	44
9	Selbstständigkeitserklärung	47

1 Einleitung

„Seit so langer Zeit also ist die Liebe zueinander den Menschen angeboren. Sie führt das ursprüngliche Geschöpf wieder zusammen und versucht, aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen“ (Aristophanes)

(Platon 2000: S. 51, eigene Hervorhebung).

Persönliche Beziehungen prägen das Leben der Menschen von deren Geburt bis hin zu ihrem Tod. So beeinflussen diese die Persönlichkeit von Personen sowie den Umgang mit anderen und unterstützen die Entfaltung eigener Potenziale (vgl. Lenz und Nestmann 2009b: S. 9). Gleichzeitig formen Menschen in deren persönliche Beziehungen ein „[...] Bild von der Welt und ein Selbstbild von [...] [sich] in dieser Welt“ (ebd.). Im Laufe des Lebens kommt es zusätzlich zu Veränderungen in ihren Qualitäten, Strukturen, Funktionen, so wie sich auch ein Wandel in den Relevanzen von Personen abbildet. Allerdings bleiben persönliche Beziehungen von hoher Wichtigkeit (vgl. ebd.). So finden sich diese sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich und durchziehen in ihren Strukturen auch den künstlerischen Raum, wie beispielsweise im Handlungsfeld des Theaters und der Oper aber auch in Büchern sowie in der Musik (vgl. ebd.: S. 9f.). Darauf folgte zudem ein Anstieg der Relevanz in der Wissenschaft, wobei sich daran anschließend auch soziologische, psychologische, pädagogische, philosophische und theologische Fachkräfte und Forschende den persönlichen Beziehungen widmeten (vgl. ebd.: S. 10).

In den vielfachen Ausprägungen persönlicher Beziehungen wird die Paarbeziehung als „[...] sicherlich intensivste [...]“ (Ebbecke-Nohlen 2009: S. 859) Form beschrieben. Dabei zeichne sich diese durch das, vor allem in den westlichen Kulturen vertretene, Alleinstellungsmerkmal der Liebe aus. Hier zeigt sich das Bild zweier Personen, die einander finden und gemeinsam ihren Lebensweg gehen (vgl. ebd.). Doch entgegen diesem Aspekt und dem oben genannten Zitat, erfährt heutzutage das Ideal der romantischen Liebe und der damit exklusiv gelebten Partner*innenschaft bestehend aus zwei Personen, einen offensichtlichen Wandel. Dem Leben in einer dauerhaften Liebe stellt sich stattdessen ein serieller Charakter der Beziehungen entgegen (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 68 und vgl. Schmidt et al 2006: S. 26). Während noch in der Industriegesellschaft die Kernfamilie einen hohen Standpunkt einnahm, zeigen sich in der heutigen postindustriellen Gesellschaft fluidere Beziehungsnormen und der Fokus der Menschen richtet sich auf die eigene Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 62). Folglich traten auch neue Beziehungsmodelle, wie das der Polyamorie hervor (vgl. Mayrhofer 2018: S. 8). Dabei sei die Vorstellung

der romantischen Liebe nicht vollständig verschwunden. Vielmehr haben sich die Idee bezüglich der Charaktereigenschaften monogamer Beziehungen, wie der Exklusivität (vgl. Schneider 2009: S. 677), weiterentwickelt und gelockert, wobei sich auch der gesellschaftliche Umgang mit der Nicht-Monogamie von Änderungen geprägt sei (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 62). Daran anschließend können Personen, welche in polyamoren Beziehungskonstellationen leben, heute zunehmend offen ihre Lebensgestaltung diskutieren und kommunizieren (vgl. ebd.).

Aufgrund dieses Wandels in den Beziehungsmodellen westlicher Kulturen, widmet sich diese Ausarbeitung der Forschungsfrage, inwiefern Personen, welche in polyamoren Beziehungen leben, sich mit ihren persönlichen und den Bedürfnissen ihrer Beziehungspersonen auseinandersetzen, im Vergleich zu monogam lebenden Menschen. Um dabei eine entsprechende Eingrenzung der untersuchten Dimensionen der Bedürfnisse vornehmen zu können, beschränken sich diese in der vorliegenden Arbeit auf den Vergleich kommunikativer Aushandlungsprozesse, dem Treueverständnis sowie der Vorstellung von romantischer Liebe und Sexualität. Die Untersuchung erfolgt dabei mittels einer systematischen Literaturanalyse, um die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen der Monogamie und der Polyamorie anhand der genannten Dimensionen zu kontrastieren. Die Monogamie bezeichnet dabei die wechselseitige Exklusivität zweier Partner*innen, welche jedoch nicht an die Heterosexualität gebunden sei (vgl. Burkart 2018: S. 260). Dagegen handelt es sich bei der Polyamorie um ein Beziehungsmodell, bei dem die involvierten Personen sich einverstanden erklären, dass es allen Mitgliedern gestattet sei, mehr sexuelle und/oder romantische Beziehungen parallel zu führen (vgl. Conley et al. 2017: S. 219). Somit könne diese auch als Mehrfachliebe verstanden werden (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 63). Um auch für die Bedürfnisse eine Begriffsklärung vornehmen zu können, sei wichtig zu erwähnen, dass in westlichen Kulturen wenig Aufmerksamkeit auf diesen liegt. Demzufolge existiere auch kein facettenreiches Vokabular. Jedoch lassen sich Überbegriffe finden, welche einen Einblick bieten (vgl. Mérit 2005: S. 78). „Neben dem Bedürfnis nach *körperlicher Nahrung* existiert das Bedürfnis nach *Sicherheit, Verständnis, Kreativität, Intimität, Spiel, Erholung, Autonomie und Sinn* oder *Spiritualität*“ (ebd., Hervorhebung im Original). In Anlehnung an die durch Laura Mérit vorgenommene Eingrenzung, leiten sich die Dimensionen dieser Arbeit ab.

Im weiteren Bearbeitungsprozess legt sich der Fokus außerdem darauf, inwiefern sich heutige Angebote der Paar- und Sexualberatung mit diversifizierten Beziehungskonzepten auseinandersetzen und ob diese angemessen berücksichtigt werden. Die Bezugnahme auf das Beratungsangebot soll des Weiteren auch einen entsprechenden Bezug zu der Sozialen Arbeit herstellen und dabei Informationen und Hinweise aufgreifen, die bei einem bestehenden Wunsch, auch Beratungen für nicht-monogame lebende Personen anzubieten, entsprechende Anhaltspunkte vermitteln. Hier sei zu

erwähnen, dass bislang nur vereinzelt Fachliteratur in deutscher Sprache in Bezug auf die Beratung der Nicht-Monogamie vorliegt (vgl. Mazziotta 2021: S. 142).

Die Bearbeitung der Forschungsfrage benötigt folglich zunächst eine Auseinandersetzung mit der zur Verfügung stehenden Literatur. Hierfür bieten sich primär zu der formulierten Frage passende Studien an. Der erste Teil der Arbeit widmet sich somit genauer der Monogamie, wobei die Autor*innen Gunter Schmidt, Silja Matthiesen, Arne Dekker und Kurt Starke in ihrem Werk „Spätmoderne Beziehungswelten“ eine drei Generationen Studie zu der Dynamik des sozialen Wandels und der Veränderung des Beziehungsverhaltens durchgeführt haben. Daran anschließend folgen zwei Unterkapitel, welche sich sowohl der Historie der Monogamie als auch den Strukturmerkmalen zuwenden. Da es sich bei dieser Ausarbeitung um eine kontrastierende Arbeit handelt, fügt sich an diesen Komplex im Folgenden eine Betrachtung der Polyamorie an. Dabei bieten die Autor*innen Marianne Pieper und Robin Bauer (2005) sowohl in ihrem Werk „Polyamorie & Mono-Normativität, Ergebnisse einer empirischen Studie über nicht-monogame Lebensformen“ Studienergebnisse ihrer Arbeit als auch in ihrer Veröffentlichung von 2014 „Polyamorie: Mono-Normativität – Dissidente Mikropolitik – Begehren als transformative Kraft?“ eine entsprechende Grundlage für das weitere Vorgehen. Dem schließen sich die Publikationen von Gesa Mayer von 2011 sowie 2014a und 2014b zu dem Begriff der „Mono-Normativität“ und die „Logik des Mangels“ an. Der durch Pieper und Bauer (2005) geprägte Begriff der „[...] machtvollen Struktur [der] 'Mono-Normativität'“ (S.60; Hervorhebung im Original), welches sich dabei auf das Phänomen beziehe, dass nicht-monogame Lebensformen in der Öffentlichkeit überwiegend nicht thematisiert werden würden und im Zusammenhang damit die Monogamie die vorherrschende Norm darstelle (vgl. S. 60). Mayer (2014a) beschreibt im Kontext dazu die „[...] 'Logik des Mangels' [...]“ (S. 172) und dem damit einhergehenden Phänomen, dass Beziehungsnetzwerke, in welchen mehr als zwei Personen leben, häufig in Bezug zu Defiziten oder Konkurrenz um bedingt vorhandene Ressourcen stehen würden (vgl. ebd.).

Im anschließenden Teil der Arbeit finden sich, in einzelne Kapitel untergliedert, die zuvor formulierten Dimensionen der Forschungsfrage. Die in dem theoretischen Teil der Ausarbeitung erarbeiteten Informationen werden daran anschließend den jeweiligen Dimensionen zugeordnet und kontrastierend gegenübergestellt. Daran fügen sich entsprechende Schlussfolgerungen an.

Der dritte Abschnitt widmet sich der Beratung monogamer und polyamor lebender Menschen. Da es sich dabei jedoch um einen umfassenden Themenkomplex handelt, bezieht sich dieses Kapitel primär auf die Aufträge der Klient*innen, die persönliche Haltung sowie die Werte der beratenden Personen und die Gestaltung der Beratungsräume. Abschließend wird ein Fazit mit entsprechenden Ergebnissen und Schlussfolgerungen zu der Forschungsfrage angefügt.

2 Monogame Beziehungen

„Liebe, Intimität – also Vertrauen, Nähe, Geborgenheit – und Austausch – also ein lebendiges Miteinander – sehen Männer wie Frauen, Hamburger wie Leipziger gleichermaßen als die wichtigsten Stützen des Zusammenhalts [...].“

(Schmidt et al. 2006: S. 85; Hervorhebung im Original und eigene Hervorhebung).

Dieses Kapitel soll den theoretischen Einstieg in das Thema dieser Arbeit ebnen. Wie bereits in der Einleitung beschrieben, soll sich dieser Teil der Ausarbeitung der Fragestellung zu widmen, wie die Menschen der letzten Generationen ihre Beziehungen gestalten und inwiefern sich deren Sexual- und Beziehungsbiographien gegebenenfalls in den letzten Jahrzehnten verändert haben.

Passend zu diesem Stadium in der Bearbeitung der Forschungsfrage, widmen sich die Autor*innen Gunter Schmidt, Silja Matthiesen, Arne Dekker und Kurt Starke in ihrer Studie „Spätmoderne Beziehungswelten“ der Dynamik des sozialen Wandels und der Veränderung des Beziehungsverhaltens. Dabei befragten diese 776 Personen dreier Generationen, um sowohl die Beziehungsformen und /-verläufe als auch Veränderungen von Sexual- und Beziehungsmustern zu untersuchen (vgl. Schmidt et al. 2006: S. 11f.). Die Forschenden interviewten dabei „[...] Männer und Frauen aus Leipzig und Hamburg, die 1942, 1957 [...] [sowie] 1972 geboren [wurden], also zum Zeitpunkt der Erhebung 60, 45 oder 30 Jahre alt waren“ (ebd.: S. 12).

Schon zu Beginn der Auswertung der Statistik wird festgehalten, dass die jüngste untersuchte Personengruppe heute anders lebt, verglichen mit 45- und 60-jährigen Personen, als diese im gleichen Alter waren (vgl. ebd.: S. 23). Deutlich wird, dass die 30-jährigen Großstädter häufiger nichtkonventionelle Beziehungen¹ vorziehen. Demnach seien weniger als 20% der Hamburger Befragten verheiratet. Bei 80% der 45-Jährigen Leipziguern ist im Gegensatz dazu auffällig, dass diese im Alter von 30 Jahren bereits verheiratet gewesen seien. Dies gelte Anzeichen für die Fortsetzung des Wandels der im frühen Erwachsenenalter bevorzugten Beziehungsform. Außerdem zeige sich, dass 30-Jährige heutzutage häufiger in Phase ohne Beziehung leben als die beiden anderen untersuchten Generationen in diesem Alter (vgl. ebd.: S. 24). Insgesamt bilde sich eine steigende Fluktuation der Beziehungen im Vergleich der Generationen ab. 30-Jährige hätten heute schon mehr Beziehungen geführt als die Generation der 60-jährigen Befragten. Hier lässt sich festhalten, dass partnerschaftliche Beziehungen von Generation zu Generation serieller werden (vgl. ebd.: S. 26). Infolgedessen verdeutliche sich, dass jüngere Generationen häufiger mit Trennungen konfrontiert werden. Wichtig zu benennen sei hier, dass vermehrte Trennungserfahrungen diese nicht weniger belastend für

¹ Hier durch die Forschenden zur beispielhaften Beschreibung „[...] 'getrennt Zusammensein' und 'Cohabiting' [...]“ (Schmidt et al. 2006: S. 24) angebracht.

die Betroffenen machen (vgl. ebd.: S. 28). „Plakativ lassen sich zwei Gefühlslagen bei Trennungen unterscheiden: Bei der ersten steht die *Belastung* im Vordergrund (Einsamkeit, Kränkung, Verzweiflung und Wut), bei der zweiten die *Entlastung* (Erleichterung, sich gelöst zu haben und wieder 'frei zu sein)“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Allerdings hänge die Schwere der Erfahrung weniger mit der Anzahl der bereits durchlebten Trennungen zusammen, sondern stehe vielmehr in Zusammenhang mit der Tatsache, ob die Trennung eigens initiiert wurde, oder ob die Beziehungsperson den Trennungswunsch ausgesprochen hat (vgl. ebd.).

Trotz der Auffälligkeiten hinsichtlich der serielleren Beziehungen in jüngeren Generationen, verdeutlicht sich die trotzdem hohe Beziehungsneigung und die Bereitschaft eine Partner*innenschaft einzugehen (vgl. ebd.: S. 30 – 31). Die Forschenden verdeutlichen, dass „[f]ür etwa 95% der 30-, 45- und 60-Jährigen – Singles wie Liierte – [...] die feste Zweierbeziehung gleichermaßen die gewünschte und ideale Art und Weise, das Leben einzurichten [ist]. [Die] [d]eutliche[n] Mehrheiten aller Generationen wünschen sich dabei eine monogame Beziehung [...]“ (ebd.: S. 31). Außerdem sei wichtig festzuhalten, dass der hohe Anteil an Beziehungswechseln der jüngeren Generation nicht besagt, dass diese nicht in andauernden Beziehungen zu leben wünschen. So erstreben 83% der 30-jährigen Personen ein lebenslanges zusammen sein mit dem aktuellen Beziehungsmenschen. Auch die anderen untersuchten Generationen weisen eine ähnlich hohe Neigung auf.² Die Forschenden zentrieren hier auch die Beständigkeit als weiterhin bestehende relevante Wertvorstellung. Trotzdem sei es nicht unwahrscheinlich, dass jene Beziehungen mit einer Trennung enden. An diesem Punkt tritt nun ein Paradoxon hervor, welches sich der Instabilität heutiger Beziehungen widmet. Demnach sei die Sprunghaftigkeit, welche sich abbilden lasse, weder ein Zeichen von Bindungsunfähigkeit oder der Unlust eine Partner*innenschaft einzugehen (vgl. ebd.: S. 33). Vielmehr spreche diese für die Konsequenz des hohen Wertes, „[...] der Beziehungen für das persönliche Glück beigemessen wird und der hohen Ansprüche an ihre Qualität“ (ebd.). Dem folge die niedrige Schwelle hin zu Trennungen, welche diese Beziehungen beenden, welche früher als gesund erlebt wurden (vgl. ebd.).

Mit einem Blick auf die mittlere befragte Generation, die der 45-Jährigen, lässt sich abbilden, dass diese von zwei Beziehungsstilen geprägt sei. Ungefähr die Hälfte führte zum Zeitpunkt der Befragung eine mindestens ein Jahrzehnt andauernde Partner*innenschaft. Außerdem sei ein Viertel von seriellen Beziehungen geprägt (vgl. ebd.: S. 38). Die Forschenden bringen hierbei den Begriff der „[...] 'Beziehungskette' [...]“ (ebd.: S. 38-39; Hervorhebung im Original) an. Allerdings seien die Befragten davon überzeugt, dass die langjährige und feste Partner*innenschaft der richtige Beziehungsstil für sie sei (vgl. ebd.: S. 39). Zudem zeichne sich in den Befragungen ab, dass die Suche

² Bei den 45-jährigen untersuchten Personen, umfasst dies hierbei 87%. Die 60-jährigen Befragten sogar 93% (vgl. Schmidt et al. 2006: S. 33).

nach der richtigen Person einen äußerst großen Teil einnehme und auch als ein Lebensziel für diese auftrete (vgl. ebd.: S. 40).

Im Gegensatz dazu hatte die älteste der befragten Generationen im Umbruch der „[...] 'sexuellen Revolution' [...]“ (ebd.: S. 42; Hervorhebung im Original) bereits mit der Umsetzung einer traditionell belegten Lebensführung begonnen. So waren die besagten Personen schon in ihren Vierzigern, als das männliche Rollenbild und damit einhergehende Privilegien deutlich hinterfragt wurden. Die Forschenden leiten hierbei mittels der Befragungen ab, dass viele Menschen in jener Generation ihrem traditionellen Lebensweg folgten, wobei diese nun im einem Alter von 60 Jahren in einer 30-jährigen oder länger andauernder Ehe leben. Ein weiterer Teil sah den Veränderungen als Chance entgegen, oder beugten sich den Neuerungen, wenn sie selbst verlassen wurden. In Hamburg lässt sich dabei ausmachen, dass diese Gruppen etwa gleich viele Personen umfassen. Leipzig zeichnet sich dadurch aus, dass kontinuierliche Biographien die deutliche Mehrheit ausmachen (vgl. ebd.).

Zusammengefasst führen heutzutage weniger Menschen eine Ehe und bevorzugen das Leben in nichtkonventionellen Beziehungen. Dass Paare in einem Haushalt leben und eine Ehe führen, falle zunehmend auseinander (vgl. ebd.: S. 76). Die Lebensform des „[...] 'unverheiratet[n] Zusammenwohnen[s]' [...]“ (ebd.; Hervorhebung im Original) steht somit als Alternativweg zum Eheleben (ebd.). Zudem zeige sich, dass immer seltener ehelichen Hintergründe bestehen und sich die Sexualität zunehmend von der Ehe abgrenzt. Dabei habe die älteste Generation noch den überwiegenden Anteil an ehelichem Geschlechtsverkehr. Die 45-Jährigen erlebe zur Hälfte und die jüngste Generation nur noch 20% Sex innerhalb der Ehe. Auch diese Tatsache spiegle den Anstieg der nichtkonventionellen Beziehungen wider (vgl. ebd.: S. 113).

Abschließend zu diesem Kapitel widmeten sich die Forschenden ebenfalls der Frage, was laut der Befragten deren Beziehung zusammenhält. Dabei konnten diese die Antworten klassifizieren (vgl. ebd.: S. 85). „*Liebe, Intimität* – also Vertrauen, Nähe, Geborgenheit – und *Austausch* – also ein lebendiges Miteinander – sehen Männer wie Frauen, Hamburger wie Leipziger gleichermaßen als die wichtigsten Stützen des Zusammenhalts [...].“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Als weniger relevant werde unter anderem die Sexualität beschrieben (ebd.).

2.1 Die historische Entwicklung monogamer Beziehungen

„Wie kann Liebe gelingen?“

(Mayrhofer 2018: S. 8; eigene Hervorhebung).

Dieser Fragestellung folgen nach Mayrhofer (2018) diverse Theorien und Ratgeber des 20. Jahrhunderts, welche neben dem psychologischen und psychotherapeutischen Wissen auch Tipps zur gelingenden Umsetzung von Paarbeziehungen liefern. Zudem erfolgte gerade in den westlichen Kulturkreisen ein neuer Blick auf (Liebes-)Beziehungen (vgl. ebd.). So traten folglich neue Beziehungsmodelle hervor wie „z.B. [die] Lebenspartnerschaft, offene Beziehung[en], Mingles, living apart together³, [sowie die] Polyamorie“ (ebd.). Folglich ließ sich ebenfalls hinterfragen, inwiefern „das Ideal der romantischen Liebesbeziehung“ (ebd.; Hervorhebung im Original) überhaupt Bestand haben könne. Die damit einhergehenden hohen Erwartungen zeigten sich als höchst problematisch, da sich diese in Form von der unter anderem romantisierten ewigen Liebe, Glück und Erotik abbildeten und so als eher unrealistisch auftraten (vgl. ebd., zitiert nach Günther 2014).

Die Neuauseinandersetzung mit den möglichen Beziehungstypen schaffe auch eine größere Diversität in heterosexuellen Beziehungspaaren. So traten auch diese mit ihren Partner*innen in Diskurs, um die persönlichen Sichtweisen, Wünsche und Bedürfnisse neu auszuhandeln. Diese Transformation brachte eine Rollenfreiheit mit sich, aber auch die Möglichkeiten für Konflikte und Instabilität wuchsen. Aufgrund gesellschaftlicher und ökonomischer Zusammenhänge dienen Beziehungen weiterhin als Ort, an dem die Paare Intimität, Rückzug, Sicherheit, Geborgenheit finden und einen Lebenssinn schaffen können. Auch der Anspruch nach Selbstverwirklichung der einzelnen Personen, welche sich als neue gesellschaftliche Idealnorm herausgebildet habe, steht als neues Belastungspotenzial. Da dies jedoch seltener im Beruf und Alltag zu erfüllen sei, stülpe sich diese Anforderung ebenfalls über die Paarbeziehung (vgl. Mayrhofer 2018: S. 13). „Liebesbeziehungen haben im Laufe ihrer Entwicklung immer mehr zu leisten: Innigkeit, Zärtlichkeit, funktionierende Sexualität, Freundschaft, konstruktive Konfliktlösungen, gemeinsame Interessen und Zukunftsvisionen, etc. Waren die Anforderungen an Liebesbeziehungen früher mit einem gesellschaftlich-vorgegebenen Korsett von Aufgaben und Pflichten verbunden, so gibt es heute deutlich weniger soziale Zwänge, dafür aber erheblich mehr Erwartungen. Diese können in ihrem vollen Umfang kaum umgesetzt werden.“ (ebd.).

Mit einem Blick in die Vergangenheit, beginnend in der Spätmoderne, wird beschrieben, dass das sonstige Verständnis von Liebe relevanter geworden sei, jedoch auch komplizierter (vgl. Burkart

³ „Mingles (von 'mixed singles') werden Menschen genannt, die einen Single-Lebensstil pflegen und in einer Partnerschaft sind, wohingegen *living apart together* Paare meint, die ihren Haushalt getrennt halten.“ (Mayrhofer 2018: S. 8; Hervorhebung im Original).

2018: S. 1, zitiert nach Illouz 2011). Auf dieses Phänomen beziehen sich auch andere Autor*innen und zeigen in ihren Werken auf, dass „[...] 'die ontologische Sicherheit'⁴ [...]“ (ebd., zitiert nach Illouz 2011: S. 205ff.) „[...] 'und das Selbstwertgefühl' [...]“ (ebd.: S. 2, zitiert nach Illouz 2011: S. 205ff.) noch nie so deutlich mit dem Gelingen der Liebe in Zusammenhang gestanden hätte. Im 18. Jahrhundert herrschten klare geschlechtsspezifische Rollenverständnisse, wobei Privatsphäre oder Individualität keine freie Entfaltung besaßen. Frauen waren an die Haushaltsführung gebunden, während der Mann das finanzielle Überleben sicherte und die Vertreterfigur der Familie nach außen verkörperte (vgl. Mayrhofer 2018: S. 10-11). Die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts hin schlug sich in der Literatur als Frühromantik nieder, welche der Ursprung eines bis heute andauernden Liebesideal darstellt. Die Liebe trete hier als Form der Verschmelzung mit einem geliebten Menschen hervor. Das Paar vervollständigt sich mittels ihrer Zuneigung woraus das Ideal der „wahren Liebe“ resultiere. Interessant sei dabei, dass sich in dieser Zeit die Liebe zum ersten Mal auf die individuelle Einzigartigkeit einer Person beziehe. Gleichzeitig erwache hier das Bild eine Beziehungsperson gänzlich und bedingungslos zu lieben. Auch geht dabei die Idealvorstellung nebenher, nur „die richtige Person“ zu lieben, wobei die Beziehung auch als Schutzraum vor der überfordernden Außenwelt fungiere und von dieser abgetrennt werde. Inspiration fand diese Idealvorstellung in den niedrigen Schichten der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, welche unter anderem Tagelöhner*innen und Fabrikarbeiter*innen umfasste. Diese verfügten nicht über Besitztümer, welche durch eine Ehe gesichert hätten werden müssen. Diese Möglichkeit der freien Entscheidung durch Gefühle und Zuneigung, konnte aber auch zunehmende Instabilität der Beziehung zu Folge haben. Somit wurde der Treue, auch hinsichtlich der Sexualität, eine maßgebliche Relevanz zugesprochen. Diese Form des Liebesbeweises bestehe bis heute (vgl. ebd.: S. 11).

Im sich anschließenden 19. Jahrhundert blieben die Vorstellungen über vorhandene Geschlechterrollen bestehen (vgl. ebd.: S. 11). Zudem war die „[...] Ideologie der polaren und sich-ergänzenden Geschlechtercharaktere vorherrschend“ (ebd.: S. 11). Folglich wurde die Rolle des Mannes der Frau als überlegen betrachtet. Während er dem Verständnis nach autonom aufträte und ohne eine Frau bestehen könne, seien weibliche Personen ohne männliches Gegenstück hilflos und verloren. Diese Vorstellung entspringt dabei der Bibel sowie der Biologie und zeichnet auch das Bild über das Verständnis von Natürlichkeit⁵ (vgl. ebd.: S. 11). Frauen werden als Gefühlwesen gelesen, wohingegen der Mann der Sichtweise nach, rational und selbstkontrolliert handle und die Bestimmung

⁴ Dies definiert Burkart an dieser Stelle als „[...] eine Art Urvertrauen in die Gesellschaft, in der man lebt [...]“ (2014: S. 1-2).

⁵ Mayrhofer definiert dies mittels einer Quelle von Regina Mahlmann (2003): „Mahlmann (2003) merkt dazu an: 'Dass man dabei einem naturalistischen Fehlschluss erlag, sei hier nur erwähnt. Selbst wenn die Natur die Unterschiede prädestiniert, gilt nicht: Was natürlich ist, ist gut und notwendig gesollt'“ (Mayrhofer 2018: S. 11, zitiert nach Mahlmann 2003: S. 38f.).

inne habe zu herrschen. Resultierend aus dieser Unterscheidung wurde auch die Liebe als Handlungsfeld weiblicher Personen verstanden. Auch heute noch lasse sich diese Ergänzungsideologie in abgeschwächter Form in unserer Gesellschaft ausmachen, welche auf der Unterschiedlichkeit männlicher und weiblicher Personen beruhe. So wird nicht selten hinter einem erfolgreichen Mann eine starke Frau gedacht (beispielsweise in Form der First-Lady). Trotzdem dieses Rollenverständnis heute auch auf die Geschlechter bezogen andersherum auftreten könne, oder auch auf nicht heterosexuell gelebten Partner*innenschaften angewandt werde, bliebe das Bild der ergänzenden Rollenkonfiguration aufrecht (vgl. ebd.: 12). „Letztendlich gehört hier auch die meist unreflektiert und als universelle Wahrheit kolportierte Behauptung eingereicht, dass erotische Anziehung grundsätzlich aus der Unterschiedlichkeit von Mann und Frau hervorgehe. Eine Behauptung, die Heteronormativität und damit die Marginalisierung von nichtheterosexuellen Beziehungen reproduziert“ (ebd.: S. 12). So sprachen die Generationen des 19. Jahrhunderts der Liebe einer höheren Macht zu, welche eintreten konnte oder ihnen verwehrt blieb. Im Vordergrund stand vielmehr die Einhaltung sozialer Konventionen, welche auch das Leben in einer Ehe umfasste. Heute bilde sich die Liebe vielmehr als Treffpunkt der Sehnsüchte menschlicher Natur heraus. Zudem stelle sie zunehmend ein Resultat persönlicher Entscheidungen und Bewertungen dar, nach welchen Kriterien potenzielle Partner*innen ausgewählt werden. Nicht zuletzt spielt es eine Rolle die Liebe in Form der „richtigen Person“ zu finden, um eine gelungene Partner*innenschaft zu leben (vgl. Burkart 2018: S. 2).

Der Übergang in das 20. Jahrhundert wurde durch psychologische sowie naturwissenschaftliche Einflüsse begleitet, welche die Sexualität im Kontext von Liebe diskutierten. Zuvor stellte diese eine Nebenrolle dar und entwickelte sich nun zu einem Liebesbeweis zusätzlich der Vorstellung, sie stelle einen Faktor dar, an welchem sich die Qualität und die Gesundheit einer Paarbeziehung messen ließe (vgl. Mayrhofer.: S. 12). Aus vergangenen Jahrhunderten ziehe sich ein weiterer Diskurs, welcher nun zum Ausdruck kommt. Dieser sei „[...] die Konstruktion von der natürlichen Polygamie des Mannes und der natürlichen Monogamie der Frau“ (ebd.: S. 12). Diese Beziehungs-ideale brachen Ende der 60er Jahre weitreichend auf. Dieser Umbruch fundiert primär auf Frauen-Emanzipationsbewegungen sowie der Entwicklung von Verhütungsmethoden, wie der Antibabypille. In dieser Epoche ebnete sich der Weg für die Neuverhandlung von Geschlechterrollen. Zudem wurden auch LGBTIQ-Aktivist*innen sichtbarer sowie deren Forderungen nach Gleichberechtigung, was wiederum die bestehende Heteronormativität deutlich hinterfragte (vgl. ebd.: S. 12).

2.2 Strukturmerkmale und Problematiken monogamer Beziehungen

„Die Paarbeziehung ist also nicht nur eine soziale Beziehung, sondern auch eine *Institution*⁶, in der in bestimmter Weise strukturelle Merkmale kombiniert werden, so dass sich eine ganz besondere Form von sozialer Praxis ergibt“

(Burkart 2018: S. 28; Hervorhebung im Original sowie eigene Hervorhebung).

Es stellt sich die Frage, wie sich monogame Paarbeziehungen charakterisieren lassen. Auch bietet diese Kapitel die Möglichkeit eine Definition für Paarbeziehungen aufzuführen.

Unser alltägliches Leben sei in ein Netzwerk aus persönlichen Beziehungen eingegliedert. Einen erheblichen Teil der freien Zeit neben der Arbeitswelt verbringen Menschen mit ihren Beziehungspersonen (vgl. Lenz 2008: S. 1). Norbert F. Schneider (2009) beschreibt, dass sich Paarbeziehungen mittels vierer Merkmale charakterisieren ließen. Der erste Faktor beziehe sich dabei auf die Exklusivität. Es gäbe für jede Person jeweils immer nur eine/n Liebespartner*in. „Paarbeziehungen sind demnach zwingend *exklusiv*, das heißt man kann stets nur in einer und nicht in mehreren Paarbeziehungen gleichzeitig leben. Das Kriterium Exklusivität ist vom Wandel in der Moderne weitgehend untangiert geblieben. Synchron geführte Paarbeziehungen sind nicht regelkonform und gelten weiterhin als unakzeptabel“ (Schneider 2009: S. 677; Hervorhebung im Original). Als zweites wird die bestehende wechselseitige Solidarität benannt. Partner*innen sollen sich demnach wechselseitig unterstützen (vgl. ebd.: S. 677). Zudem zeichnen sich Paarbeziehungen durch eine Dauerhaftigkeit aus (vgl. ebd.: S. 678). Dabei bestehe eine gewisse Idealisierung von Dauer, aber mit der Option die Beziehung mittels Exit beenden zu können (vgl. ebd.: S. 678). Als vierte Charaktereigenschaft wird das Zusammenleben der Partner*innen in einem gemeinsamen Haushalt aufgeführt. Dies sei in den meisten Kulturkreisen eine bestehende Norm, welche bei Abweichungen auf Bewertung des sozialen Umfelds treffe (vgl. ebd.: S. 678). Lenz (2008) beschreibt, hier nun anknüpfend an den Faktor der Dauerhaftigkeit, dass eine fortgesetzte Kontinuität zwischen den Beziehungspersonen eine emotional fundierte gegenseitige Bindung entstehe (vgl. S. 10). Die Akteur*innen fühlen unter anderem positiv füreinander (z.B. sorgen sich umeinander, freuen sich miteinander, ...), aber auch negative Emotionen können parallel auftreten (z.B. Hass, Rache, Eifersucht). Diese treten ebenfalls zeitlich unbegrenzt auf. Zudem zeichne sich eine Beziehung durch eine äußerst ausgeprägte Interdependenz⁷ aus (vgl. ebd.). „Nicht nur das Selbstbild, auch die eigenen Interessen und Leidenschaften, Weltsicht und Lebensentwürfe, Präferenzen und Motivationen usw. können durch die persönliche Beziehung entscheidend geformt werden“ (ebd.). Somit führe eine

⁶ Nach Burkart 2018 definiert sich der Begriff der Institution, als „[...] strukturell verfestigte und normativ geregelte Kooperation von Akteuren“ (S. 28).

⁷ Meint nach Duden (2024) „gegenseitige Abhängigkeit“.

Veränderung und ihre anschließenden Auswirkungen in Beziehungen außerdem zu einer Wechselwirkung zwischen den Beziehungspersonen. Auch ein Wandel innerhalb der Beziehung habe Konsequenzen für die beteiligten Menschen. Das Verfügen über persönliches Wissen sowie emotionale Verbundenheit wirke sich zudem positiv auf die Interaktion miteinander aus. Eine hohe Anzahl an Vorleistungen, welches bei dem in Beziehung mit fremden Personen treten erbracht werden müssen, gelten nicht mehr für Menschen in Beziehungen (vgl. ebd.). Somit schließt sich hier an, dass ebenso der Alltag von Beziehungspersonen von unzähligen Interaktionen geprägt sei. Feste Ablaufmuster und folglich eine ansteigende Vorhersagbarkeit und gefestigte Handlungsabläufe etablieren sich. Die Errichtung der genannten Aspekte kann mittels verbal kommunizierter Aushandlungsprozesse erfolgen. Nicht unüblich sei, dass dies aber auch als Nebenprodukt im Kontext aufeinander bezogener Handlungsabläufe entstehe (vgl. ebd.: S. 18).

Wie bereits in dem Eingangszitat dieses Kapitels aufgeführt, verstehe Burkart (2014) Paarbeziehung als Institution, in welcher sich auch strukturelle Merkmale abbilden (vgl. S. 28). Der Autor beschreibt, dass Partner*innenschaften nicht selten in ihrer Realität ausschließlich als Resultat von Austausch- sowie Aushandlungsprozessen gedacht werden (vgl. Burkart 2009a: S. 249). „Zwei autonome, individualisierte (und möglichst rationale) Individuen, so wird angenommen, handeln gemäß ihrer jeweiligen situativen Präferenzen aus, wann und wie kooperiert wird. Geschlechternormen oder andere Paar-Regulative (z. B. bestimmte Ehe-Konzepte) hätten demnach keine wesentliche Bedeutung mehr“ (ebd.). Kontrastierend dazu betont Burkart (2009a), dass die spätmoderne Partner*innenschaft mehr als die Interaktion zweier autonomer Individuen sei (vgl. ebd.). Demnach bilden die Beziehungspersonen eine eigene Wirklichkeitsebene, sowohl eine soziale Einheit als auch eine rituelle Ordnung und eine gemeinsame Beziehungskultur. Ein Indiz dafür verdeutliche sich in der Entwicklung von der getrennten Sicht auf das „Ich“ und dem „Du“ zu der gemeinsamen „Wir“-Perspektive. Folglich ließe sich die Paarbeziehung nicht ausschließlich als Akteur*innenebene zweier Personen lesen, sondern bilde vielmehr ein soziales Gebilde (vgl. ebd.). Hier schließe sich nun die Fragestellung an, wie eine „[...] strukturierte 'Ordnung des Paares' [...]“ (ebd.: S. 250; Hervorhebung im Original) entstehen würde? Dies lasse sich als Prozess der Strukturbildung verstehen und in einzelnen Phasen abbilden. Gehe dabei eine Phase in eine andere über, können diese Momente der Überquerung in ein neues Stadium durch bestimmte Rituale gekennzeichnet sein. Etwa durch das Treffen einer Entscheidung, welche eine Ritualisierung initiieren (vgl. ebd.).

Im Kontext dazu habe Burkart den Vorschlag angebracht die Paarbildung in drei Phasen zu lesen. Diese benennt der Autor als Aufbau-, Bewährung- und Bestandsphase (vgl. ebd.: S. 250 – 251, zitiert nach Burkart 2009b). Als Begründung für die Einteilung in drei Phasen deutet Burkart darauf hin, dass der Eheschluss früher als Übertritt von der Aufbau- zu der Bestandsphase gesehen wurde,

was sich heute nicht mehr so deutlich abbilden lasse. Denn erste Beziehungserfahrungen, beispielsweise Jugendlicher, stehen mehr als „Versuch“ eine erste Beziehung einzugehen, wohingegen längerfristige Partner*innenschaften in der Biographie später angelegt seien (vgl. Burkart 2009a: S. 251).

Zusammenfassend lässt sich also zu diesem Zeitpunkt die soziale Institution des Paares mit dem kulturellen Wertmuster der Liebe in Zusammenhang bringen. Zudem sei diese „[...] eine auf Dauer angelegte und sexuell fundierte Verbindung zweier Personen mit einer bestimmten Institutionalisierungsform (Sexualpartnerschaft, Wohn-Gemeinschaft, Ehe) und einer intimen Alltagspraxis“ (Burkart 2018: S. 29). Die Liebe lässt sich dabei als Bindemittel zwischen den Beziehungspersonen verstehen (vgl. ebd.: S. 30).

Mit der Entstehung einer Paarbeziehung folgt, dass beide Personen auch einen Teil ihrer Individualität und ihrer Autonomie abgeben. Die Beziehungspersonen stellen sich zunehmend „gemeinsam“ vor, was sich in der Außendarstellung, aber auch in der Eigendefinition der Personen widerspiegelt. Mit einem Blick auf moderne Paarbeziehungen falle allerdings auf, dass die Abgabe von Individualität und Autonomie nur bedingt auf Akzeptanz trifft. Stattdessen bestehe häufiger eine Voraussetzung für eine hoch entwickelte Individualität sowie eine stark ausgeprägte Subjektivität. Folglich bleibe trotz bestehender Partnerschaft die Individualität der Personen bestehen. Dies zeichne sich primär bei spätmodernen Beziehungen ab (vgl. ebd.: S. 31).

3 Polyamore Beziehungen

„Nur wenn die Möglichkeit besteht, sich *gegen* ein Beziehungsmodell zu entscheiden, haben Partner*innen die Freiheit, sich *dafür* zu entscheiden“

(Mazziotta 2020: S. 309; Hervorhebung im Original und eigene Hervorhebung).

Wie bereits in den vergangenen formulierten Seiten zu der Monogamie, soll nun in den folgenden Absätzen eine ähnliche Annäherung an polyamore Beziehungskonstellationen erfolgen. Dabei soll dies sowohl einen aktuellen Überblick über die Studienlage polyamorer Beziehungen geben als auch im Folgenden die zu untersuchenden Dimensionen der Forschungsfrage thematisieren.

Trotzdem die Mehrheit der Menschen das Beziehungsmodell der Monogamie für ihr Leben vorziehen⁸, suchen einige Personen mittels anderer Beziehungskonzepte nach Erfüllung ihrer Bedürfnisse (vgl. Mazziotta 2020: S. 308). So wählt eine geringe Anzahl von Menschen „[...] einvernehmliche nicht monogame Beziehungen (ENMB) [...], ihre individuellen emotionalen und sexuellen

⁸ vgl. Schmidt et al. 2006: S. 31 (Hierauf wurde bereits in 1 Monogame Beziehungen Bezug genommen)

Bedürfnisse authentisch, transparent und verantwortungsvoll zu befriedigen“ (ebd.: S. 308). Pieper und Bauer (2005) verstehen „[...] nicht-monogame Lebensweisen [...] [als] allgemein[e] Beziehungspraxen, in denen Menschen mit mehr als einem Gegenüber zu einem gegebenen Zeitpunkt Sexualität leben,⁹ praktizieren und/oder Beziehungen leben“ (S. 62). Wie die Beteiligten dabei Sexualität, BDSM-Praktiken und Beziehungen definieren, bleibe den Personen überlassen (vgl. ebd.). Bei der Polyamorie handelt es sich dabei um ein Beziehungsmodell, bei dem die involvierten Personen sich einverstanden erklären, dass es allen Mitgliedern gestattet sei, mehrere sexuelle und/oder romantische Beziehungen parallel zu führen. Dabei sei es nicht auszuschließen, dass es auch zu reinen Sexualpartner*innen kommen kann. Allerdings unterscheidet der Grundsatz, dass auch eine Liebesbeziehung daraus resultieren kann, die Polyamorie von, beispielsweise, offenen Beziehungen (Conley et al. 2017: S. 219). Somit wird diese auch als Mehrfachlieben verstanden (Pieper und Bauer 2005: S. 63). Im Verständnis der Polyamorie sei die Liebe zwischen menschlichen Individuen in ihren emotionalen und körperlichen Aspekten nicht an Endlichkeit gebunden. Folglich müsse diese auch nicht mit der Liebe zu einer Person enden. Vielmehr könne sie als ebenso unendlich betrachtet werden, wie die Liebe zwischen Eltern und ihren Kindern oder auch die Gefühle innerhalb von Freund*innenschaften. Erwarten Paare beispielsweise ein weiteres Kind, mindert dies nicht die Zuneigung zu dem Ersten. Was jedoch als endlich anzusehen sei, ist die Ressource der Zeit und der Aufmerksamkeit, die weiteren Partner*innenschaften entgegengebracht werden kann. So versteht die Polyamorie das Verlieben in weitere Personen nicht als Mangel in der bestehenden Beziehung, sondern betrachtet dies vielmehr als einen Prozess, welcher von Spontaneität geprägt sei (vgl. Mazziotta 2020: S. 310). Auch die Konstellationen polyamorer Beziehungskonzepte treten in diversen Modellen auf. Beispielfür stehe eine hierarchische Formen der Polyamorie. Dabei kann eine Person in einer primären und parallel in einer oder mehreren sekundären Beziehungen leben, welche auch als Satelliten-Beziehungen benannt werden können. In der Primärbeziehung sei dabei charakteristisch, dass die Partner*inne einen Haushalt sowie Ressourcen, wie Geld, teilen, gegebenenfalls gemeinsame Kinder haben oder auch möglicherweise verheiratet seien. Partner*innen in sekundärer Beziehung leben im Vergleich dazu häufiger nicht gemeinsam und separieren auch ihre Ressourcen. Somit teilen diese auch in der Gesamtheit mehr ihre zeitliche Kapazitäten sowie Energie mit den Partner*innen der primären Beziehungen (vgl. ebd.: 310f.). Jedoch führen nicht alle polyamor lebenden Menschen eine hierarchische Beziehungskonstellation. Stattdessen sehen diese jede Beziehungsperson mit gleicher Bedeutung. Dabei müssen nicht alle Partner*innen ebenfalls untereinander eine Partnerschaft führen. Dies könne allerdings

⁹ Meint nach Queer Lexikon (2020) ausgeschrieben: „BD = Bondage & Discipline ([deutsch] Bondage & Disziplin)
DS = Dominance & Submission ([deutsch] Dominanz & Unterwerfung)
SM = Sadism & Masochism ([deutsch] Sadismus & Masochismus)“.

auf eine Triade zutreffen, wobei drei Personen auch jeweils miteinander in partnerschaftlicher Beziehung verbunden seien (vgl. ebd.: S. 311). Polyamore Beziehungen können auch, wie beispielsweise im Modell der Polyfidelity als eine Form der geschlossenen Mehrfachbeziehung auftreten. In diesem Entwurf leben meist drei bis acht Personen in einem polyamoren Beziehungsgeflecht und erleben untereinander ihre Sexualität. Hierbei könne die Entscheidung, wer in die Gruppe eintritt, eine wichtige Herausforderung darstellen. Neben geschlossenen Verbindungen, wählen auch einige Personen offene Mehrfachbeziehungen. Dabei entstehe mehr ein Netzwerk, wobei die Beziehungen unabhängig voneinander bestehen und ausgehandelt werden (Pieper und Bauer 2005: S. 63). Zusammengefasst messen Menschen in polyamoren Beziehungsmodellen Treue weniger an bestehender sexueller Exklusivität. Vielmehr stehe im Fokus eine ehrliche Kommunikation sowie die Einhaltung zuvor ausgehandelter Absprachen und das einander in respektvollem Umgang und Loyalität begegnen (vgl. Mazziotta 2020: S. 311).

Die sexuelle Erfahrung mit anderen Personen außerhalb der persönlichen monogamen Beziehung könne, laut Mazziotta (2020), impulsgebend sein, tiefer in Auseinandersetzung mit den eigenen Bedürfnissen innerhalb der Partnerschaft zu treten (vgl. S. 309). Etwa der Frage danach, was dem Individuum persönlich in einer Beziehung wichtig sei sowie dem individuellen Diskurs darüber, was diese Person bräuchte, um Glück zu empfinden. Die klinische Praxis weise daraufhin, dass die Anregung zur Öffnung der Paarbeziehung für Dritte meist von einer Person ausgehe. Der Kern der ENMB's, hierbei übertragen auf polyamore Beziehungen, umfasse einvernehmliche Vereinbarungen. Dies werde in wiederkehrenden Aushandlungsprozessen thematisiert, wobei die Konditionen für die Öffnung der Partner*innenschaft Betrachtung finde. Dabei können Bedingungen festgesetzt werden, wie sich vor Schwangerschaften sowie sexuell übertragbaren Krankheiten geschützt wird oder auch, da hierbei polyamoröse Beziehungskonstellationen beschrieben werden, dass eine emotionale Bindung zu anderen Personen möglich ist. Es sei also von elementarem Wert, dass die involvierten Personen über die Befähigung verfügen für sich persönliche Entscheidungen zu treffen, mit welchen diese sich wohl fühlen (vgl. ebd.). „Nur wenn die Möglichkeit besteht, sich *gegen* ein Beziehungsmodell zu entscheiden, haben Partner*innen die Freiheit, sich *dafür* zu entscheiden“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Somit entstehe nach Pieper und Bauer (2014) „[...] eine Art 'ethischer Code' [...], der Transparenz, Kommunikation, Aushandlung und Einvernehmlichkeit betont und die monogame Sexualmoral der 'Treue' gewissermaßen [verschiebt]“ (S. 10 – 11; Hervorhebung im Original). Nach den Autor*innen etablieren sich aus dem kommunikativen Verhalten sowie der absoluten Offenlegung Verhaltensnormen. Diese gelte es auch bei persönlicher Verletzung der Gefühlswelt oder auch der Partner*innen zu beachten (vgl. ebd.: S. 11).

3.1 Zwischen Ehrlichkeit und Aushandlung

„Die neoliberale Vorstellung, Konsensualität sei durch einen einfachen Aushandlungsprozess zwischen mündigen autonomen Bürger_innen herstellbar, ist angesichts einer mit Machtdynamiken und Affektmodulationen durchsetzten sozialen Realität kaum haltbar“

(Pieper und Bauer 2014: S. 9; eigene Hervorhebung).

Polyamore Beziehungsgeflechte treten in verschiedenen Gestalten auf. Dabei können diese in Form von offenen Netzwerken oder auch innerhalb geschlossener Gruppen bestehen. In seiner Idealform haben alle Mitglieder polyamorer Beziehungsmodelle ein Recht auf Mitbestimmung (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 8). Dieses Ideal habe jedoch nicht zwingend zur Folge, dass alle Beziehungen eine Symmetrie aufzeigen.¹⁰ So solle es zunächst jeder Person möglich sein, persönliche Bedürfnisse anzusprechen und gleichberechtigt auszuhandeln. Dies verhalte sich in der gelebten Realität nicht selten anders. Denn dabei könne bereits die Dauer und Intensität einer Partnerschaft einen Unterschied zu einer neu hinzukommenden Beziehung ausmachen. Es ließe sich von Gleichberechtigung sprechen, allerdings weniger von Gleichheit selbst (vgl. ebd.: S. 9). Nach Pieper und Bauer (2014) sei „[d]ie neoliberale Vorstellung, [dass] Konsensualität [...] durch einen einfachen Aushandlungsprozess zwischen mündigen autonomen Bürger_innen herstellbar [sei], ist [allerdings] angesichts einer mit Machtdynamiken und Affektmodulationen durchsetzten sozialen Realität kaum haltbar“ (S. 9). Folglich können emotionale Belastungen für die beteiligten Personen entstehen. So bestehe die Möglichkeit auftretenden Drucks für eine Person ebenfalls außerhalb einer bisher bestehenden Beziehung Sex zu haben, um ein Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Des Weiteren können Machtdynamiken in strukturellen Ungerechtigkeiten auftreten, wie der Konstruktion von Geschlecht, Ethnie, Alter sowie weitere Kriterien. Aber auch weitere Abhängigkeiten, etwa durch die Attraktivität möglicher Beziehungspartner*innen. Oder es bestehen Verlustängste, solle sich eine Person gegen die Öffnung der Beziehung stellen. Ein weiteres Abhängigkeitsverhältnis könne ebenfalls in finanzieller Hinsicht bestehen. So könne es zudem herausfordernd wirken, Liebe und Sex voneinander zu trennen. Oder aber es bestehe ein einseitiger Anreiz durch eine*n Partner*in die Partner*inneschaft zu öffnen, was wiederum Druck bei der anderen beteiligten Person auslösen könne. Bei diesem Beispiel scheint das bestehende Vetorecht als eher formelles Mittel, welches allerdings bei der Person ein Gefühl auslösen könne, nicht aktiv an der Aushandlung beteiligt zu sein (vgl. ebd.: S. 10).

¹⁰ Auf diesen Themenkomplex wurde bereits innerhalb des Kapitels 3 Polyamore Beziehungen durch die Thematisierung möglicher Modelle der Polyamorie Bezug genommen.

Doch die Umsetzung des „ethischen Codes“, wie im Kapitel 3 beschrieben, also unter anderem eine offene Kommunikation über Sex, Vorlieben, Gefühle füreinander sowie Vertrauen, baut auf einer Basis kommunikativer Fähigkeiten (vgl. ebd.: S. 11). Dem Brechen von Absprachen können zudem Krisen zwischen den beteiligten Personen folgen (vgl. ebd.: S. 12). Außerdem gelte der Verhaltenscode nicht als starr, sondern habe mehr einen Charakter fluider Struktur. Individuelle Absprachen können sich ändern und neu verhandeln lassen und somit an die aktuellen Bedürfnisse der Beteiligten angepasst werden. Es komme zur Anwendung von Technologien der Für- und Selbstsorge. Verändern sich Situationen, Bedürfnisse, Personen und Partner*innenschaften finden erneute Aushandlungsprozesse statt, wobei veränderte Vorzeichen beachtet werden (vgl. ebd.: S. 14). Auch beschreiben die Autor*innen, dass Personen, welche eine polyamore Beziehung führen, nicht automatisch Gefühle der Konkurrenz oder Eifersucht abstreifen. Stattdessen ginge es um die Suche nach Möglichkeiten, mit Gefühlen der Angst, des Verlustes oder des Neids sowie Bedrohungen des Selbstwertgefühls zu arbeiten (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 65). So gehe die Polyamorie davon aus, dass beispielsweise Eifersucht eine Gefühlscodierung sei, welche überschrieben werden könne und mehr ein gesellschaftliches Konstrukt darstelle (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 18), welches sich in Anteile wie beispielsweise Selbstwertgefühl sowie Besitzdenken aufgliedern lasse und in diesen Bestandteilen auch bearbeitet werden könne (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 66). Das Verfahren mit dem Gefühl der Eifersucht falle außerdem Personen in Partner*innenschaften mit einer bereits ausgebauten und gefestigteren Vertrauensbasis häufig leichter. Zudem würden die Mitglieder polyamorer Beziehungskonzepte im Verlauf der Zeit zusätzlich zu positiven Erfahrungen mehr Zutrauen in die Poly-Beziehung entwickeln (vgl. ebd.: S. 67). Dabei sei Eifersucht kein Komplex, welcher speziell Personen in nicht-monogamen Lebensrealitäten betrifft (vgl. ebd.: S. 66). Pieper und Bauer (2005) stellten im Kontext dieser Thematik fest, dass die Interviewpartner*innen ihrer empirischen Studie die Gefühle nicht vor ihren Partner*innen verheimlichen, sondern vielmehr dafür stehen diese offen mit ihren Beziehungspersonen zu kommunizieren (vgl. S. 65). Die Autor*innen beschreiben dabei, dass „Gegenstand der Kommunikations- und Aushandlungsprozesse [...] zunächst Fragen der wechselseitigen Offenlegung weiterer Beziehungen [seien]“ (ebd.: S. 64). Dies beziehe sich auf den Themenkomplex, welche Sachverhalte wie detailliert und zu welchem Zeitpunkt geteilt werden sowie welches Maß an emotionaler Involviertheit für die Beteiligten möglich sei. Hier bestehe ein Balanceakt zwischen dem „Offenheitsideal“ und einem respektvollen Umgang mit der Gefühlswelt der Partner*innen (vgl. ebd.). So könne auch eine Strategie in polyamoren Beziehungsgeflechten darstellen, dass bei einem aufkommenden Wunsch nach Exklusivitäten ebenfalls mittels Aushandlungsprozessen ein gemeinsamer Konsens gefunden werde (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 14). Eine genutzte Möglichkeit bestehe darin, die „[...] mono-normative[n] Muster der Exklusivität in Räume von 'Teil-Exklusivitäten'“

umzuschreiben“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Eine Option wäre bestimmte Räumlichkeiten nur einander und der gemeinsamen Zeit vorzubehalten (vgl. ebd.). Eine weitere Exklusivität bilde die Kommunikation und Regelung über ungeschützten oder geschützten Sex mit Partner*innen und welche jeweiligen Personen diese Absprachen betreffen (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 65). Verändern sich hier die Meinungen oder Standpunkte, oder wächst das Vertrauen zueinander mehr, können auch diese Vereinbarungen zu neuen Aushandlungen führen (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 14). Außerdem gäbe die Schaffung von Teil-Exklusivitäten einen Verweis darauf, dass in Poly-Beziehungen Verbindungen innerhalb eines Netzwerkes nicht immer symmetrisch bestehen. Stattdessen habe eine Exklusivität auch teilweise Einfluss auf die Bildung von Hierarchien in dem Poly-System (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 65).

Der aufkommende Wunsch nach weiteren sexuellen oder emotionalen Verbindungen in einer monogamen Partner*innenschaft führe nicht selten für die Betroffenen zu Irritation, Konflikten sowie Selbstzweifeln. Denn diese Gefühle würden gegen mono-normative Ideale¹¹, wie dem der romantischen Liebe, widersprechen. Manche Personen erleben dies als persönliches Defizit. Die Möglichkeit der Vervielfältigung von Liebe werde weniger fokussiert, sondern sich mehr der Fragestellung gewidmet, ob die Gefühle für den/die bisherige Partner*in überhaupt richtige Liebe sei, wenn diese sich nicht nur auf eine Person beschränken könne (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 15).

An diesem Punkt bietet es sich nun an, die Ergebnisse einer Studie eines Forschungsprojektes aus den Vereinigten Staaten heranzuziehen. Dieses widmet sich auf Grundlage von 343 Befragungen sowie 12 Interviews den Vereinbarungen und Regeln polyamor lebender Menschen sowie deren Aushandlungsprozesse bezogen auf Liebe, Sex und zwischenmenschlicher Intimität (vgl. Wosick-Correa 2009: S. 44). Aus der Untersuchung gehe zunächst hervor, dass nahezu alle befragten Personen über Vereinbarungen verfügen, welche sowohl mündlich (65 % der Befragten) als auch schriftlich (8 % der Befragten) festgehalten sein können (vgl. ebd.: S. 47). Weitere Möglichkeiten liegen darin, dass von Fall zu Fall entschieden werde (15 % der Befragten) oder nach dem Motto „[...] ‘don’t ask, don’t tell’ [...]“ (ebd.; Hervorhebung im Original) gelebt werde, was 1 % der befragten Personen für sich wählen (vgl. ebd.). Dabei bilde sich ebenfalls ab, dass diese Vereinbarungen auch in Kombination auftreten können, etwa in dem Mischverhältnis von mündlichen und schriftlichen Beschlüssen. Andere würden das Aufstellen expliziter Vereinbarungen eher als problematisch betrachten und berufen sich stattdessen auf ein autonomes Verhalten der Partner*innen. Es sei mit einem respektvollen und freundlichen Umgang miteinander nicht notwendig Grenzen festzuhalten (vgl. ebd.). Insgesamt betreffe dies 4 % der befragten Personen. Dagegen verfügen 96 % der Befragten über tatsächliche Vereinbarungen mit ihren Partner*innen (vgl. ebd.: S. 50). Dies

¹¹ Eine Definition zu „Mono-Normativität“ wird im folgenden Kapitel 3.2 ausgeführt.

deute darauf hin, dass Menschen, welche in polyamoren Beziehungskonstellationen leben, weniger nach dem Motto leben „[...] ‘anything goes’ [...]“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Zusammengefasst: „Polys use agreements and rules to ensure agentic fidelity and negotiate needs and boundaries within multiple partnerships. Interviewees described rules about behaviours with other partners that restricted certain sexual and nonsexual activities based on safer sex concerns, efforts to maintain primary pair-bonds and the desire to ‘feel special’ between different partners” (vgl. ebd.: S. 51; Hervorhebung im Original).

Nicht zuletzt sprechen die Befragten wiederholt an, dass das Leben in polyamoren Beziehungen auf ständiger Kommunikation der beteiligten Personen beruhen würde. Dabei führen einige der Poly-Personen für sie relevante Themen auf, wie logistische Aspekte, aber auch Wünsche und Grenzen (vgl. ebd.: S. 52). An dieser Stelle wird die Kommunikation auch als „[...] ‘the poly core’ [...]“ (ebd.; Hervorhebung im Original) definiert. Auch fügen Befragte an, dass sich jede beteiligte Person ihrer Grenzen und Wünsche bewusst sein müsse, um diese den Partner*innen mitteilen zu können. Auch Selbsterkenntnis stehe als wichtige Komponente zu einer effektiven Kommunikation. Besonders zentral stehe allerdings die Verpflichtung zu der Kommunikation. Vielmehr noch als verglichen mit der tatsächlichen Kommunikation (vgl. ebd.: 53). Bezüglich der Nachfrage nach der Wahl der Kommunikationsvereinbarungen bestehe hier die Forderung nach „[...] full disclosure or total honesty [...]“ (ebd.). Dies beziehe sich auf Gespräche bezüglich der Interaktionen mit anderen Partner*inne, Aushandlungen der Regeln oder auch die Kommunikation über Zufriedenheit oder Unzufriedenheit in Bezug auf Absprachen oder anderen involvierten Personen. Die hier genannten Aspekte gelten als Schlüsselkonzepte innerhalb polyamorer Beziehungsnetzwerke. Denn sie ermöglichen gewisse Handlungsfreiräume im Kontext der Bedürfnisäußerung und dem Anbringen von Wünschen. Zudem können somit die jeweiligen involvierten Personen über ähnliche Informationen verfügen, was auch der Schaffung eines Rahmens dienlich sei (vgl. ebd.).

Nicht zuletzt lasse sich erkennen, dass eine Mehrheit der befragten Personen (87 %) auf Regelverstöße mit Neuverhandlung reagieren, anstatt eine Trennung auszusprechen (vgl. ebd.: S. 55). Aushandlungen neu zu bewerten, spiegle wider, dass die Wünsche und Bedürfnisse der Involvierten nicht feststehend und unveränderbar seien. So scheint dieser Prozess das Cluster für den Umgang mit Regelverstößen, Konflikten und Meinungsverschiedenheiten darzustellen (vgl. ebd.: S. 56). Also: „[...] the process of establishing and renegotiating rules is a key component to agentic fidelity; commitment and loyalty to making arrangements together about the relationship(s)” (ebd.).

3.2 „Mangel-Erscheinungen“ im Kontext zu der „Mono-Normativität“

„Must all our interactions be judged on a pass/fail basis? Isn't the experience of these relationships the important part?“

(Pieper und Bauer 2005: S. 66, zitiert nach Wolfwomyn 1996: S. 200; eigene Hervorhebung).

Ob in der medialen oder wissenschaftlichen Welt, in Gesetzestexten oder auch im Nahen persönlichen familiären und freundschaftlichen Umfeld (vgl. Mayer 2011: S. 25). „[...] [ü]berall begegnet uns die Norm [...] [beziehungsweise] das Ideal, sexuell und emotional exklusive Zweierbeziehungen zu führen“ (ebd.). In diesem Kontext prägten Pieper und Bauer (2005) den Begriff der „[...] machtvollen Struktur [der] 'Mono-Normativität'“ (S.60; Hervorhebung im Original). Die Autor*innen beschreiben, dass nicht-monogame Beziehungsformen in der Öffentlichkeit überwiegend nicht thematisiert werden würden und im Zusammenhang damit die monogame Partner*innenschaft die vorherrschende Norm darstelle (ebd.). Folglich werden Lebensformen, welche diesem Ideal nicht entsprechen als „[...] 'Abweichung' [...]“ (ebd.; Hervorhebung im Original) eingestuft. Das normative Wirken der Monogamie äußere sich zudem in den voneinander abweichenden Behandlungsweisen monogamer und nicht-monogamer Lebensweisen hinsichtlich der Suche nach dem Auslöser, weshalb eine Partner*innenschaft endet. Auf Grundlage der Sozialisation innerhalb einer monogam geprägten Gesellschaft werde das Ende einer Beziehung stets als ein Scheitern verstanden. Nach dem Ende einer Beziehung setze sich die Hoffnung der Menschen monogamer Beziehung in die nächste Partner*innenschaft, die richtige Person für das Leben zu finden.¹² Poly-Personen würden sich an jener Stelle vielmehr dem Zitat widmen, welches dem Einstieg in dieses Kapitel diene (ebd.: S. 66). Eben der Frage danach, ob alle menschlichen Interaktionen als „bestanden“ oder „nicht bestanden“ beurteilt werden müssen oder ob vielmehr die Erfahrung durch die erlebte Beziehung in den Fokus genommen werden sollte.

Somit stelle sich die Monogamie als kaum hinterfragte Norm hervor (vgl. Mayer 2014a: S. 171). Gesa Mayer (2014a) wendet sich dabei einem nach ihr äußerst zentralen Faktor der Mono-Normativität zu (S. 172). Sie beschreibt dabei die „[...] 'Logik des Mangels' [...]“ (ebd.) und dem damit einhergehenden Phänomen, dass Beziehungsnetzwerke, in welchen mehr als zwei Personen leben, häufig in Bezug zu Defiziten oder Konkurrenz um bedingt vorhandene Ressourcen stehen würden. Um diese Logik des Mangels genauer zu untersuchen, führte Mayer im Rahmen ihrer Dissertation narrative Interviews mit Personen, welche zum Zeitpunkt des Gesprächs zwischen 25 und 41 Jahren alt waren und sowohl monogam als auch nicht-monogam lebten. Die Autorin führt dabei aus,

¹² Hierbei verweisen Pieper und Bauer (2005: S. 66) auf die „serielle Monogamie“, auf welche in dieser Ausarbeitung bereits im Kapitel 1 Monogame Beziehungen genauer betrachtet wurde und somit hier nur als Anmerkung dient.

dass sich die Mangelhaftigkeit, welche unter anderem der Polyamorie zugesprochen werde, in mindestens zwei Szenarien abbilden lasse (vgl. ebd.). „Erstens wird Nicht-Monogamie häufig als Reaktion auf einen Missstand in einer existenten (Zweier-)Beziehung konstruiert: Die Beziehung und/oder eine_r der Beziehungspartner_innen weist/-en ein Defizit auf, das als Einfalltor der Nicht-Monogamie gedeutet wird“ (ebd.). Hierbei werde der Mangel als Ursache für das Führen einer nicht-monogamen Beziehung betrachtet (vgl. ebd.: S. 172 – 173). Hier könne sich eine Aussage anschließen lassen, dass falls Beziehungspersonen noch zu anderen Personen hingezogen fühlen würden, dies zur Folge hätte, dass es in der ersten Beziehung an Liebe mangelt. Oder die Person dem/der ersten Partner*in einen Teil der Liebe entziehen würde, sollten noch Außenbeziehungen geführt werden (vgl. Mayer 2014b: S. 2 – 3).

Dem fügt Mayer (2014a) die zweite Variante an (S.172). „Zweitens wird oftmals davon ausgegangen, nicht-dyadisches Begehren fungiere als Produzentin eines Mangels, indem einer oder mehrerer der Beziehung [...] [beziehungsweise] beteiligten Personen ohnehin schon knappe Affekte und Ressourcen entzogen würden“ (ebd.). Dieser Aspekt werde somit im Gegensatz zu dem Ersten als Effekt der Nicht-Monogamie gelesen (vgl. ebd.). Dies lässt sich beispielhaft ausführen, dass es bereits in der „ursprünglichen“ Beziehung an Zuneigung gefehlt habe und sich infolgedessen für eine weitere Person Gefühle entwickelt hätten. Oder die Beziehungsperson sei nicht sonderlich liebenswert, daher suche die Person eine weitere Beziehung (vgl. Mayer 2014b: S. 2).

So resultiere, der Annahme nach, aus einem Defizit an unter anderem Liebe, Zärtlichkeit, sexueller Interaktion, kommunikativem Austausch und weiteren, in einer monogamen Beziehung zwischen zwei Personen, die Umsetzung der Nicht-Monogamie (vgl. Mayer 2014a: S. 173). Um diese Annahme mit einem Beispiel zu untermauern, lassen sich hierbei die Thesen des Paartherapeuten Hans Jellouschek anbringen. Der Bestsellerautor führe dabei auf, dass Beziehungen außerhalb einer monogamen Partner*innenschaft stets aus einer Mangelsituation in dieser resultieren würde (vgl. ebd.: S. 174, zitiert nach Jellouschek 2003: S. 41). Zudem sei es für Jellouschek eher weniger von Relevanz, ob die Außenbeziehung verdeckt oder offen im einvernehmlichen Konsens gelebt werde (vgl. ebd.: S. 174, zitiert nach Jellouschek 2003: S. 9). Aus den narrativen Interviews Mayers gehe hervor, dass Personen geheime sexuelle Kontakte außerhalb der Partner*innenschaft als Reaktion auf Distanz zu der Beziehungsperson verstehen (vgl. Mayer 2014a: S.174). Auch hier schließe sich die Meinung mono-normativistischer Vertreter*innen wie Jellouschek an, dass Problematiken innerhalb der monogamen Paarbeziehung nicht innerhalb der Nicht-Monogamie zu lösen seien. Vielmehr solle sofort die (therapeutische) Aufarbeitung innerhalb der monogamen Beziehung und an der eigenen Person beginnen (vgl. ebd.: S. 174, zitiert nach Jellouschek 2003, S. 38). Folglich bedeute dies den Mangel innerhalb der monogamen Paarbeziehung zu bearbeiten, um nicht auf nicht-

monogame Beziehungskonzepte „zurückzugreifen“. Meyer bezeichnet dies als Re-Monogamisierung (vgl. Mayer 2014a: S. 174).

4 Vergleich

Die folgenden Kapitel widmen sich nun nach dem theoretischen Einblick in die Thematik den Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Monogamie und Polyamorie im Kontext von kommunikativen Aushandlungsprozessen, der Vorstellungen von Treue sowie einen Blick auf das Verständnis von Liebe. Dabei sind die untersuchten Dimensionen in jeweilige Kapitel unterteilt. Hierfür werden zentrale Inhalte aus der zuvor formulierten Theorie herausgenommen und nebeneinander aufgeführt. Hierbei fällt auf, dass die Kapitel häufig ineinander übergehen und die untersuchten Aspekte eng zusammenhängen. So finden sich verglichene direkte und indirekte Zitate auch in einem oder den beiden anderen Unterkapiteln wieder, da die Dimensionen deutlich zusammenfallen und weniger getrennt voneinander zu betrachten sind.

4.1 Aushandlungsprozesse

Wie bereits in dem vorbereitenden Kapitel vorangestellt wurde, wendet sich dieser Teil der Arbeit den kommunikativen Aushandlungsprozessen monogamer und polyamorer Beziehungen zu.

Als theoretischer Einstieg dient dabei die Auseinandersetzung mit der Studie „Spätmoderne Beziehungswelten“, welche sich der Dynamik des sozialen Wandels und der Veränderung des Beziehungsverhaltens widmet (vgl. Schmidt et al. 2006: S. 11f.). Dabei stellen die Autor*innen nicht zuletzt fest, dass die partnerschaftlichen Beziehungen im Verlauf der Generationen zunehmend serieller auftraten (vgl. ebd.: S. 26). Die befragten Personen geben ebenfalls an, dass unter anderem der Austausch zwischen den Beziehungspersonen als relevant eingestuft wurde und die Partner*innenschaft zusammenhalten würde (vgl. ebd.: S. 85). Bezogen auf polyamore Partner*innennetze halten Pieper und Bauer das Recht auf Mitbestimmung fest, welche als Idealform aller Mitglieder des Beziehungsnetzwerkes stehe (vgl. 2014: S. 8). Dies solle es jeder betroffenen Person ermöglichen persönliche Bedürfnisse anzusprechen und gleichberechtigt auszuhandeln (vgl. ebd.: S. 9). Somit lässt sich zunächst festhalten, dass sowohl monogame als auch polyamore Beziehungskonzepte nicht frei von Aushandlungsprozessen sind. In der Monogamie wird dabei der kommunikative Austausch hervorgehoben und dass dieser für befragte Personen einen hohen Stellenwert in der Partner*innenschaft einnehmen würde. Auch die Autor*innen Pieper und Bauer sprechen davon, dass ebenfalls in polyamoren Beziehungen die Möglichkeit in kommunikativen Austausch zu treten, Relevanz habe.

Burkart (2009a) diskutiert weiterhin, dass monogame Partner*innenschaften nicht selten ausschließlich als Ergebnis von Austausch- und Aushandlungsprozessen gelesen werden (vgl. S. 249). Die spätmoderne Partner*innenschaft sei nach ihm allerdings mehr als die Interaktion zweier autonomer Individuen (vgl. Burkart 2009a: S. 249). „Zwei autonome, individualisierte (und möglichst rationale) Individuen, so wird angenommen, handeln gemäß ihrer jeweiligen situativen Präferenzen aus, wann und wie kooperiert wird. Geschlechtnormen oder andere Paar-Regulative (z. B. bestimmte Ehe-Konzepte) hätten demnach keine wesentliche Bedeutung mehr“ (ebd.). Denn neben interaktiver Prozesse bilden die Beziehungspersonen eine eigene Wirklichkeitsebene. Letztendlich sei eine Paarbeziehung nicht ausschließlich eine Akteur*innenebene zweier Individuen, sondern vielmehr ein soziales Gebilde (vgl. ebd.: S. 249). So treten auch Konstellationen der Polyamorie in diversen Modellen auf (vgl. Mazziotta 2020: S. 310f. u. Pieper und Bauer 2005: S. 63). Gerade in Netzwerken werde dabei eine Beziehung unabhängig von einer anderen ausgehandelt (Pieper und Bauer 2005: S. 63). Nach Pieper und Bauer (2014) sei „[d]ie neoliberale Vorstellung, Konsensualität [...] durch einen einfachen Aushandlungsprozess zwischen mündigen autonomen Bürger_innen herstellbar, ist [allerdings] angesichts einer mit Machtdynamiken und Affektmodulationen durchsetzten sozialen Realität kaum haltbar“ (S. 9). So könne etwa schon die Dauer oder Intensität einer Partner*innenschaft den Unterschied zu einer neu hinzukommenden Beziehung schaffen (vgl. ebd.) So fällt auf, dass sowohl monogame als auch polyamore Aushandlungsprozesse nicht ausschließlich durch diese selbst beeinflusst werden. Hinzu kommen weitere Aspekte, wie „[...] Geschlechtnormen oder andere Paar-Regulative (z. B. bestimmte Ehe-Konzepte) [...]“ (Burkart 2009a: S. 249) sowie eine „[...] mit Machtdynamiken und Affektmodulationen durchsetzte[...] soziale[...] Realität [...]“ (Pieper und Bauer 2014: S. 9).

Burkart (2009a) spricht zudem von der „Ich“ und „Du“ Perspektive hin zu einem gemeinsamen „Wir“. Dabei fügt der Autor ebenfalls an, dass die Involvierten eine soziale Einheit, rituelle Ordnung sowie eine gemeinsame Beziehungskultur etablieren würden (vgl. S. 249). Somit lasse sich vermuten, dass auch Mitglieder polyamorer Netzwerke innerhalb der zwischenmenschlichen Beziehungen eine eigene Wirklichkeitsebene schaffen. Nach Pieper und Bauer (2014) schaffen Poly-Personen in diesem Kontext einen „ethischen Code“. Dieser betone Transparenz, Kommunikation und Einvernehmlichkeit (vgl. S. 10 – 11). An diesem Punkt scheinen sich die Beziehungskonzepte zu ähneln. Die Personen einer Beziehung bewegen sich demnach von unterschiedlichen Startpunkten aufeinander zu und handeln gewissermaßen von einem „Ich“ und „Du“ hin zu einem „Wir“ aus. Hier nun unabhängig davon, ob dies nun zwei oder mehrere Personen umfasse, die in einen Austausch treten. Es scheint, als würden die Personen sich hinter einem gemeinsamen „Code“ sammeln ihren Beziehungsalltag zu leben. Der Kern der Polyamorie umfasse dabei ebenfalls einvernehmliche Vereinbarungen. Eben diese finden in wiederkehrenden Aushandlungsprozessen

statt, wobei die Konditionen für unter anderem die Öffnung der Partner*innenschaft thematisiert werde. Dabei sei es ebenfalls relevant, dass die Involvierten befähigt seien, Entscheidungen zu treffen, mit welchen sie sich wohl fühlen (vgl. Mazziotta 2020: S. 309). Außerdem könne laut Mazziotta mittels sexueller Erfahrungen mit anderen Personen außerhalb der persönlichen monogamen Beziehung, in eine tiefere Auseinandersetzung mit den eigenen Bedürfnissen innerhalb der Partnerschaft zu treten (vgl. ebd.).

Historisch betrachtet fällt außerdem das Hinterfragen des „Ideal[s] der romantischen Liebesbeziehung“ (Mayrhofer 2018: S. 8; Hervorhebung im Original) auf. Eine Neuausensandersetzung mit möglichen Beziehungstypen, was zudem eine größere Diversität in heterosexuellen Beziehungspaaen zur Folge hatte. Dies eröffnete den Diskurs für persönliche Sichtweisen, Wünsche und Bedürfnisse, um diese neu auszuhandeln (vgl. ebd.: S. 13). Persönliches Wissen sowie emotionale Verbundenheit hätten dabei einen positiven Einfluss auf die Interaktionen. So bräuchte es in dem Austausch auch keine Vorleistungen mehr, welche bei einem Erstkontakt eintreten würden (vgl. Lenz 2008: S. 10). Generell sei der Alltag von Partner*innenschaften von Interaktionen geprägt. Allerdings etabliere sich hier ansteigende Vorhersehbarkeit und gefestigte Handlungsabläufe. Dies könne sowohl als Folge von verbal kommunizierten Aushandlungsprozessen eintreten, als auch als Nebenprodukt aufeinander bezogener Handlungsabläufe resultieren (vgl. Lenz 2008: S. 18). Im Gegensatz dazu lasse sich hier nochmals Bezug, zu dem durch Pieper und Bauer formulierten „ethischen Code“ nehmen. Dieser trete im Vergleich weniger als starr auf, sondern verfüge vielmehr über einen Charakter fluider Struktur. So seien individuelle Absprachen veränderbar und es bestehe die Möglichkeit jene neu zu verhandeln, um diese stets an aktuelle Bedürfnisse angleichen zu können (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 14). Interviewpartner*innen sagen des Weiteren aus, dass jene ihre Gefühle nicht verheimlichen, sondern dafür offener seien diese bei ihren Beziehungspersonen anzusprechen (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 65). Allerdings bestehe dabei ein Balanceakt zwischen dem „Offenheitsideal“ und einem respektvollen Zugehen auf die Gefühlswelt der Partner*innen, was wiederum unter anderem aus dem Aspekt resultiere, zu welchem Zeitpunkt, wie detailliert welcher Sachverhalt geteilt werden sollte (vgl. ebd.: S. 64). Davon abgeleitet lässt sich vermuten, dass die Polyamorie zwar charakterlich beweglicher auftritt, dies aber parallel für die Mitglieder ein Maß an Verantwortung mit sich bringt, die ausgehandelten Aspekte einzuhalten und trotzdem einfühlsam aber mit Offenheit und Ehrlichkeit aufeinander zuzugehen. Denn Aushandlungen und Kommunikation werden neben weiteren Faktoren als Schlüsselkonzepte polyamorer Beziehungsnetzwerke definiert (vgl. Wosick-Correa 2009: S. 53). So treten Poly-Personen bei Regelverstößen vielmehr in Neuverhandlung, anstatt eine Trennung zu erwirken (vgl. ebd.: S. 55). So lässt sich hierbei der Blick nochmals zu dem Beginn dieses Kapitel wenden. Nach Schmidt et al. (2006) benennen die befragten Personen unter anderem Austausch als Zusammenhalt der Beziehung (vgl.

S. 85). Auch hinsichtlich dieses Faktors zeigen sich Gemeinsamkeiten der Monogamie und der Polyamorie in Bezug darauf, was diese als die Schlüsselkompetenz in der Beziehung werten und als relevant erachten.

Bei der Charakterisierung der monogamen Paarbeziehung fällt auf, dass an erster Stelle dabei die Exklusivität gesetzt wird. Jede Person könne demnach nur in einer Beziehung mit jeweils einer Person leben (vgl. Schneider 2009: S. 677). Auch in der Polyamorie könne der Wunsch nach Exklusivität mit einer Person aufkommen. Diese richten sich allerdings vielmehr an „Teil-Exklusivitäten“. „So besteht [...] [zum Beispiel] in einer Reihe von Poly-Beziehungsgeflechten eine Strategie darin, das mono-normative Muster der Exklusivität in 'Teil-Exklusivitäten' umzuschreiben“ (Pieper und Bauer 2014: S. 14). Diese können ebenfalls mittels Aushandlungsprozessen erörtert werden. Ein Beispiel dafür bilde eine bestimmte Räumlichkeit, welche nur den jeweiligen Personen vorbehalten ist. Gibt es Veränderungen hinsichtlich Meinungen oder Standpunkte, widmen sich die Involvierten einer Neuaushandlung (vgl. ebd.). Auch hier fällt die fluide Struktur der Polyamorie auf. Allerdings können dabei ebenfalls mittels der Teil-Exklusivitäten Hierarchien und eine Abweichung von der Symmetrie folgen (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 65), was folglich eine Gemeinsamkeit zu der Exklusivität der Monogamie schafft.

Somit wird also deutlich, dass sowohl die Monogamie als auch die Polyamorie Aushandlungsprozesse nutzen, um in einen kommunikativen Austausch zu treten und Vereinbarungen zu treffen. Dies unterscheidet sich allerdings in der Hinsicht, ob diese eine ansteigende Vorhersehbarkeit und gefestigte Handlungsabläufe im gemeinsamen Leben mit sich bringen oder ob dabei Regelungen zur Öffnung der Partner*innenschaft ausgehandelt werden. Somit könne sich hierbei eine Abweichung in den Thematiken festhalten. Des Weiteren ist erkennbar, dass Personen sich sowohl in monogamen als auch polyamoren Beziehungen nach partnerschaftlicher Exklusivität sehnen können. Allerdings decodieren Poly-Personen diesen Wunsch und schreiben ihn möglicherweise in „Teil-Exklusivitäten“ um. Auch wird sichtbar, dass sowohl monogame als auch Poly-Personen die kommunikative Aushandlung als eine ihrer Schlüsselkompetenzen betrachten. Mit dem Unterschied, dass monogame befragte Personen noch weitere Aspekte nennen (vgl. Schmidt et al. 2006: S. 85) und die Polyamorie sich in den verwendeten Quellen vor allem auf diesen Faktor stützt (vgl. Wosick-Correa 2009: S. 53).

4.2 Treueverständnis

Anschließend an zuvor untersuchten Aushandlungsprozesse, schließt dieses Kapitel nun mit dem Treueverständnis monogamer und polyamorer Beziehungskonzepte an.

Auch dieser Teil der Arbeit beginnt mit einer erneuten Betrachtung der drei Generationen Studie von Schmidt et al. Dabei bildet sich ab, dass „[f]ür etwa 95% der 30-, 45- und 60-Jährigen – Singles wie Liierte – [...] die feste Zweierbeziehung gleichermaßen die gewünschte und ideale Art und Weise, das Leben einzurichten [ist]. [Die] [d]eutliche[n] Mehrheiten aller Generationen wünschen sich dabei eine monogame Beziehung [...]“ (Schmidt et al. 2006: S. 31). Hierbei lässt sich schlussfolgern, dass die untersuchten Generationen die Monogamie überwiegend als bevorzugtes Beziehungskonzept betrachtet. Als weitere Punkt, zur Monogamie steht erneut die Charaktereigenschaft der Exklusivität (vgl. Schneider 2009: S. 677). Das Treueverständnis hänge hierbei eng mit dem Ideal der wahren Liebe zusammen. Inspiration fand diese Idealvorstellung in den niedrigen Schichten der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, welche unter anderem Tagelöhner*innen und Fabrikarbeiter*innen umfasste. Wie vorangestellt im Text geschildert, verfügten diese nicht über große eigene Besitztümer, welche durch eine Ehe gesichert hätten werden müssen. Dabei resultiere allerdings gleichzeitig, dass die eingegangenen Partner*innenschaften in sich instabiler wurden, dass diese auf freien Entscheidungen bezüglich der eigenen Gefühle ruhte. Folglich wuchs die Relevanz bezogen auf die exklusive Sexualität innerhalb der Beziehung. Diese Form des Liebesbeweises bestehe bis heute (vgl. Mayrhofer 2018: S. 11).

An diesem Punkt lässt sich nun das Bild der „Teil-Exklusivitäten“ in Poly-Beziehungen anknüpfen. Auch Personen, welche in einer polyamoren Beziehung leben, können sich demnach nach Exklusivität sehnen. Pieper und Bauer (2014) sprechen dabei explizit das „[...] mono-normative Muster der Exklusivität [...]“ (S. 14) an, was sich nun der Charaktereigenschaft der Exklusivität im Verständnis der Monogamie gegenüberstellen lässt. Außerdem lässt sich hier der Begriff des „ethischen Codes“ anbringen, welcher die „[...] Tranparenz, Kommunikation, Aushandlung und Einvernehmlichkeit betont und die monogame Sexualmoral der 'Treue' gewissermaßen [verschiebt]“ (ebd. S. 10 – 11; Hervorhebung im Original). Die Autor*innen beschreiben, dass bei dem aufkommenden Wunsch nach exklusiven Bereichen, sich Mitglieder polyamorer Beziehungsgeflechte in Aushandlungsprozesse begeben. Dies diene dem Aspekt eben jenes mono-normative Muster im Sinne der Polyamorie in „Teil-Exklusivitäten“ umzuschreiben (vgl. ebd.: S. 14). Der Fokus lenke sich demnach auf eine ehrliche Kommunikation und daran anschließend an die Einhaltung der im Aushandlungsprozess entstandenen Absprachen sowie einander respektvoll und loyal zu begegnen. Die Polyamorie messe demnach Treue weniger an sexueller Exklusivität (vgl. Mazziotta 2020: S. 311) als Personen, welche monogam leben (vgl. Mayrhofer 2018: S. 11 und vgl. Schneider 2009: S. 677). Mitglieder polyamorer Beziehungskonzepte bringen außerdem im Laufe der Zeit zusätzlich zu positiven Erfahrungen mehr Zutrauen der Poly-Beziehung entgegen (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 67). Die Abgrenzung zu monogamen Beziehungskonstellationen bestehe darin, dass bei

dieser weitere Sexual- oder auch Liebesbeziehungen als „Fremdgehen“ oder „Affäre“ verstanden werde (vgl. Mazziotta 2020: S. 309).

Zusammengefasst zeigt sich in der Auswertung dieser Dimension, dass im Treueverständnis der Monogamie häufig die sexuelle Treue im Fokus steht. Daneben nimmt diese Exklusivität auch den ersten Platz bezogen auf die Charaktereigenschaften monogamer Beziehungen ein. Pieper und Bauer (2014) benennen dies als mono-normatives Muster der Exklusivität (vgl. S. 14). Auch Gesa Mayer (2011) hebt hervor: „[...] Überall begegnet uns die Norm [...] [beziehungsweise] das Ideal, sexuell und emotional exklusive Zweierbeziehungen zu führen“ (ebd.: S. 25). Nicht-Monogamie werde selten in der Öffentlichkeit thematisiert und monogame Partner*innenschaften stellen demnach die Norm in der Gesellschaft dar (Pieper und Bauer 2005: S. 60). Treten dabei andere Beziehungskonzepte abweichend dieses Ideals auf, werden diese als „[...] 'Abweichung' [...]“ (ebd.; Hervorhebung im Original) eingestuft. Die Monogamie trete also als kaum hinterfragte Norm auf (vgl. Mayer 2014a: S. 171). Parallel dazu scheint auch die damit einhergehende sexuelle Exklusivität dahingehend als relevanter Anteil des Treueverständnis betrachtet zu werden und stelle ebenfalls eine kaum hinterfragte Norm dar. Dagegen widmet sich die Polyamorie der Treue hinsichtlich der Einhaltung der zuvor vorgenommenen kommunikativen Aushandlung.

4.3 Romantische Liebe und Sexualität

Abschließend zu den kontrastierenden Kapiteln, wendet sich dieser Teil nun der romantischen und sexuellen Liebe im Verständnis monogamer und polyamorer Beziehungen zu. Dabei umfasst dieser Abschnitt die letzte der untersuchten Dimensionen dieser Arbeit.

Schon am Anfang der Bearbeitung der Forschungsfrage fällt in der Studie von Schmidt et al. (2006) auf, dass die jüngste derer untersuchten Personengruppen heute deutlich anders lebt, verglichen mit den 45- und 60-jährigen Personen, als diese im gleichen Alter waren (vgl. Schmidt et al. 2006: S. 23). Großstädter leben demnach im Alter von 30 Jahren vielmehr in nichtkonventionellen Beziehungen oder auch heutzutage häufiger ohne Beziehung leben würden als die anderen untersuchten Generationen, als diese in dem untersuchten Alter waren. Außerdem leben weniger als 20% der Hamburger Befragten in einer Ehe. Bei 80% der 45-Jährigen Leipzighern, ist im Gegensatz dazu auffällig, dass diese im Alter von 30 Jahren bereits verheiratet gewesen seien (vgl. ebd.: S. 24). Insgesamt bilde sich eine steigende Fluktuation der Beziehungen im Vergleich der Generationen ab 30-Jährige hätten heute schon mehr Beziehungen geführt als die Generation der 60-jährigen Befragten. Somit sei festzustellen, dass die Serialität im Übergang von einer Generation zur nächsten zunehme (vgl. ebd.: S. 26). Folglich steigen auch die Trennungserfahrungen der jüngeren Generation an. Diese Erlebnisse werden mit steigender Häufigkeit nicht weniger belastend für die

Betroffenen (vgl. ebd.: S. 28). Trotz der Auffälligkeiten hinsichtlich der serielleren Beziehungen in jüngeren Generationen, verdeutlicht sich die trotzdem hohe Beziehungsneigung sowie /-bereitschaft (vgl. ebd.: S. 30 – 31). Allerdings bilde die Suche nach der richtigen Person häufig ein Lebensziel für die Befragten (vgl. ebd.: S. 40). Zusammengefasst bildet sich ab, dass die jüngeren Generationen weniger in ehelichen Verbindungen leben oder alleinstehend sind. Trotzdem wünschen sich die befragten Personen eine Beziehung und weisen somit auch eine hohe Beziehungsbereitschaft auf. Durch die vermehrten seriellen Beziehungen nehmen allerdings gleichzeitig die Trennungserfahrungen zu. Doch trotzdem bleibe die Bereitschaft sowie der Wunsch die „richtige Person“ zu finden aufrecht. Mit der Veränderung bezogen auf dem Umstand, dass sich neue Beziehungsmodelle herausbildeten, brachte dies ebenfalls deutlicher die Frage hervor inwiefern „das Ideal der romantischen Liebesbeziehung“ (Mayrhofer 2018: S. 8; Hervorhebung im Original) überhaupt Bestand haben könne.

Auch in der Spätmoderne verbildlicht sich, dass das sonstige Verständnis von Liebe relevanter geworden sei, parallel jedoch auch komplizierter (vgl. Burkart 2018: S. 1, zitiert nach Illouz 2011). Auf dieses Phänomen beziehen sich auch andere Autor*innen und zeigen in ihren Werken auf, dass „[...] 'die ontologische Sicherheit' [...]“ (ebd., zitiert nach Illouz 2011: S. 205ff.) „[...] 'und das Selbstwertgefühl' [...]“ (ebd.: S. 2, zitiert nach Illouz 2011: S. 205ff.) noch nie so deutlich mit dem Gelingen der Liebe in Zusammenhang gestanden hätte. Bestehe Erfolg in der Liebe, so würde sich dies außerdem positiv auf das eigne Selbstwertgefühl auswirken und Einflüsse auf Anerkennung sowie sozialen Erfolg, was folglich auch kulturell bedeutsam sei (vgl. ebd.).

Des Weiteren definiert Burkart (2018) die Paarbeziehung als Institution, welche aus strukturellen Merkmalen kombiniert werde (vgl. S. 28). Daraus resultierend stehe die soziale Institution des Paares mit dem kulturellen Wertmuster der Liebe in Zusammenhang. Zudem sei diese „[...] eine auf Dauer angelegte und sexuell fundierte Verbindung zweier Personen mit einer bestimmten Institutionalisierungsform (Sexualpartnerschaft, Wohn-Gemeinschaft, Ehe) und einer intimen Alltagspraxis“ (Burkart 2018: S. 29). Die Liebe lässt sich dabei als Bindemittel zwischen den Beziehungspersonen verstehen (vgl. ebd.: S. 30). Deutlich wird, dass die Liebe als Verbindung zwischen den Personen bilde, welche sich in einer Partner*innenschaft befinden. Als weiterer Faktor zeigt sich, dass die Verbindung zwischen den Personen als sexuell fundiert angesehen wird. Nach der Studie von Schmidt et al. (2006) wird die Sexualität der Befragten in deren Partner*innenschaften als weniger relevant betrachtet (vgl. S.: 85). Stattdessen klassifizieren die Forschenden die Antworten in „*Liebe, Intimität* – also Vertrauen, Nähe, Geborgenheit – und *Austausch* – also ein lebendiges Miteinander [...]“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Auch dabei wird die Liebe als erster Aspekt aufgeführt. Somit schlussfolgert sich hier zunächst: Liebe ist von hoher persönlicher Relevanz aber auch gesellschaftlich bedeutsam. Dabei lässt sich das bis heute andauernde Liebesideal in seinem Ursprung

in die Frühromantik in der Wende des 18. Zum 19. Jahrhundert hin, ausmachen. Die Liebe wird als Verschmelzung zweier Personen durch ihre Zuneigung betrachtet, wodurch sie sich vervollständigen. Zu dieser Zeit beziehe sich die Liebe auch zum ersten Mal auf die individuelle Einzigartigkeit einer Person. Auch erwache dabei das Bild „den richtigen Menschen“ bedingungslos zu lieben, was auch den Schutzraum schaffe vor der überfordernden Außenwelt (vgl. Mayrhofer 2018: S. 11). Frauen werden als Gefühlwesen gelesen, wohingegen der Mann der Sichtweise nach, rational und selbstkontrolliert handle und die Bestimmung inne habe zu herrschen. Resultierend aus dieser Unterscheidung wurde auch die Liebe als Handlungsfeld weiblicher Personen verstanden (vgl. ebd.: S. 12).

Dahingegen handelt es sich bei der Polyamorie um ein Beziehungsmodell, bei dem die involvierten Personen sich einverstanden erklären, dass es allen Mitgliedern gestattet sei, mehre sexuelle und/oder romantische Beziehungen parallel zu führen. Dabei seien auch reine sexuelle Kontakte möglich, ohne eine romantische Verbindung. Allerdings unterscheidet der Grundsatz, dass auch eine Liebesbeziehung daraus resultieren kann, die Polyamorie von, beispielsweise, offenen Beziehungen (vgl. Conley et al. 2017: S. 219). Polyamorie wird somit als Mehrfachlieben verstanden (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 63). Polyamorie verstehe dabei die Liebe als nicht endlich. Somit müsse die Liebe auch nicht an eine Person gekoppelt sein. Stattdessen könne diese als so unendlich angesehen werden, wie die Liebe zwischen Eltern und ihren Kindern sowie bezogen auf Freund*innenschaften. Allerdings seien die Ressourcen der Zeit und Aufmerksamkeit nicht unendlich verfügbar. Die Polyamorie betrachtet dabei die Liebe zu weiteren Menschen nicht als Mangelerscheinung in den bestehenden Beziehungen, sondern das Verlieben selbst als einen durch Spontanität geprägten Prozess (vgl. Mazziotta 2020: S. 310). Allerdings könne es in Herausforderungen resultieren, Liebe und Sex voneinander zu trennen (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 10). Der Wunsch nach weiteren sexuellen oder emotionalen Verbindungen in der bisher gelebten Monogamie führe nicht selten für die Betroffenen zu Irritation, Konflikten sowie Selbstzweifeln. Denn diese Gefühle widersprechen mono-normative Idealen, wie dem der romantischen Liebe. Manche Personen erleben dies als persönliches Defizit und ob sie die bisherige Beziehungsperson wirklich lieben (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 15). Dabei bildet sich erneut ab, dass die Monogamie als kaum hinterfragte Norm auftritt (vgl. Mayer 2014a: S.171). Hier lasse sich auch erneut auf einen zentralen Faktor der Mono-Normativität eingehen (vgl. ebd.: S. 172). Dieser spiegle sich in der „Logik des Mangels“ wider, welcher Beziehungsnetzwerken, mit mehr als zwei Personen, häufig in den Zusammenhang mit Defiziten oder Konkurrenz um bedingt vorhandene Ressourcen gebracht werden. Diese Mangelhaftigkeit, welche unter anderem der Polyamorie zugesprochen werde, lasse sich in mindestens zwei Szenarien abbilden (vgl. ebd.). „Erstens wird Nicht-Monogamie häufig als Reaktion auf einen Missstand in einer existenten (Zweier-)Beziehung konstruiert: Die Beziehung und/oder eine_r der

Beziehungspartner_innen weist/-en ein Defizit auf, das als Einfalltor der Nicht-Monogamie gedeutet wird“ (ebd.). In diesem Fall wird der Mangel als Ursache für das Führen einer nicht-monogamen Beziehung betrachtet (vgl. ebd.: S. 172 – 173). „Zweitens wird oftmals davon ausgegangen, nicht-dyadisches Begehren fungiere als Produzentin eines Mangels, indem einer oder mehrerer der Beziehung [...] [beziehungsweise] beteiligten Personen ohnehin schon knappe Affekte und Ressourcen entzogen würden“ (ebd.: S. 172). Dieser Aspekt werde also als Effekt oder auch Resultat der Nicht-Monogamie gelesen (vgl. ebd.). So entstehe aus einem Defizit an beispielsweise Liebe, Zärtlichkeit, sexueller Interaktion, kommunikativer Austausch und weiteren, innerhalb der Monogamie, die Umsetzung der Nicht-Monogamie (vgl. ebd.: S. 173).

Auch hier findet sich die das Paradoxon der Relevanz der Sexualität und der daraus resultierenden Unzufriedenheit, obwohl die befragten Personen angaben, Sexualität habe eine weniger hohe Relevanz. Demnach finde sich ein Mangel in der Sexualität zwischen den Beziehungspersonen, was dazu führe, dass die Personen von der gelebten Monogamie in die Nicht-Monogamie übergehen würden. Auffällig ist weiterhin, dass die Monogamie als Norm in der Gesellschaft besteht. In der monogamen Paarbeziehung wird die Liebe als Bindemittel zwischen den Personen verstanden und hat parallel eine persönliche und gesellschaftliche Relevanz. Die Polyamorie wird im Gegensatz dazu als Mehrfachliebe verstanden, wobei alle involvierten Personen im Konsens zueinander auftreten. Die Liebe wird dabei als unendlich betrachtet, wobei der Prozess des Verliebenseins als spontanes Ereignis gesehen wird. Allerdings wird auch kommuniziert, dass die Ressource der Zeit als endlich betrachtet wird, welche man allen Beziehungspersonen in einem polyamoren Beziehungsgeflecht entgegenbringen könne. Auch sei es für manche Menschen herausfordernd Liebe und Sex voneinander abzugrenzen. So fällt auf, dass sowohl die Monogamie als auch die Polyamorie der Liebe eine hohe Relevanz zusprechen. Dabei stehen Liebe und Sexualität in monogamen Beziehungen nebeneinander, während dies bei Poly-Beziehungen abweichen kann. Der Sexualität werde zwar zunächst weniger Bedeutsamkeit zugesprochen, jedoch wird diese in der Monogamie als Argument für einen möglichen Mangel in der Paarbeziehung gesehen, während in der Polyamorie mögliche Schwierigkeiten bezogen auf die Trennung von Liebe und Sexualität angesprochen werden.

5 Beratung monogamer und polyamorer Beziehungen

„Paarberatung oder Paartherapie soll Paaren, die den Spaß an ihrer Beziehung verloren haben, dabei behilflich sein, diesen Spaß wieder neu zu entdecken“

(Koschorke 2019: S. 15; Hervorhebung im Original).

Wie in der Forschungsfrage beschrieben, soll sich im weiteren Bearbeitungsprozess der Blick dieser Arbeit darauf richten, inwieweit heutige Angebote der Paar- und Sexualberatung diversifizierte Beziehungskonzepte, wie die Nicht-Monogamie, angemessen berücksichtigen. Diese Untersuchung bietet außerdem die Möglichkeit einen entsprechenden Bezug zu der Sozialen Arbeit herstellen zu können. Im Folgenden werden somit Quellen der Beratung monogamer sowie polyamorer Beziehungen nebeneinandergestellt und sollen so ein Abbild entwerfen, inwiefern sich diese ähneln. Da dies jedoch ein umfassender Themenkomplex ist, bezieht sich dieses Kapitel primär auf die Aufträge der Klient*innen, die persönliche Haltung sowie die Werte der beratenden Personen und die Gestaltung der Beratungsräume.

Die Beratung beginne schon mit der Anmeldung der Klient*innen, etwa durch telefonische Kontaktaufnahme. Daher lasse sich der erste Kontakt auch als eine Art Visitenkarte verstehen, welche den zu beratenden Personen einen Einblick in die Atmosphäre der Beratungsstelle oder falls die beratende Person den Anruf selbst entgegennimmt, wie der/die Berater*in selbst auftritt (vgl. Koschorke 2019: S. 119). Daran anschließend erfolge die Absprache bezüglich einer Terminvereinbarung, eine Telefonnummer, falls der Termin nicht eingehalten werden kann und Hinweise darüber, wo beispielsweise Parkmöglichkeiten seien. Dabei sollte die Vertraulichkeit der Beratung eingehalten werden. Außerdem löse der Entschluss eine Beratung wahrzunehmen ein intensivierteres Beziehungsgeschehen aus. Jede Beziehungsperson widme sich, ob bewusst oder unbewusst, der Vorbereitung auf das vereinbarte Erstgespräch und die eigene Rolle dabei (vgl. ebd.: S. 120f.). Hier könne es vorteilhaft sein, die andere Beziehungsperson den Termin bis zu einem bestimmten Datum selbst bestätigen zu lassen. In anderen Einrichtungen liegt die Annahme von Anrufen bei einem Erstkontakt. In diesem Fall biete es sich an zu Beginn des eigentlichen Beratungsgesprächs darüber aufzuklären, dass die Klient*innen auch das Recht haben keinen weiteren Termin wahrzunehmen und wie viel Zeit für die Sitzung eingeplant werde (vgl. ebd.: S. 122).

Auch in der Beratung von Klient*innen komme das Thema der Nicht-Monogamie auf. Die Personen ziehen gegebenenfalls eine Öffnung ihrer Partner*innenschaft für weitere Menschen in Betracht. Andere haben den Entschluss diesbezüglich bereits gefasst und wünschen sich Unterstützung hinsichtlich der Aushandlung von Vereinbarungen oder möchten andere psychosoziale Problematiken, auch unabhängig von der nicht-monogamen Beziehung, in der Beratung besprechen (vgl. Mazziotta 2021: S. 141). In deutscher Sprache sei bislang nur wenig Fachliteratur bereitliegend, um Berater*innen von Personen in nicht-monogamen Beziehungskonzepten unterstützen zu können. Dem widmet sich der Autor Agostino Mazziotta (2021) in seinem Artikel, um beratenden Personen Empfehlungen zu Verfügung zu stellen, wenn diese mit Personen der benannten Zielgruppe arbeiten möchten. Mazziottas Empfehlungen richten sich auf die Haltung der

Berater*innen sowie Herangehensweisen oder auch spezifische Themenkomplexe und mögliche Anliegen der Klient*innen (vgl. ebd.: S. 142).

Zunächst sei es relevant die eigenen persönlichen Werte und Überzeugungen in Bezug auf nicht-monogame Lebensformen zu hinterfragen. Menschen, welche in offenen Beziehungskonzepten leben, berichten von beratenden Personen, die ihnen mit Abwertung als auch Unwissenheit begegnen. Sowie den Klient*innen mit Empfehlung entgegneten die Beziehungen abbrechen. Diese Ablehnung führe dazu, dass Personen sich nicht gesehen fühlen, was in der Folge ein negatives Selbstbild verfestigen könne. Allerdings seien Ausbildungen der Fachkräfte häufig an der Monogamie orientiert und erleben in der Praxis vielmehr heimliche Außenbeziehungen und die damit einhergehenden herausfordernden Lebenssituationen (vgl. ebd.).

Auch in der Beratung allgemein, unabhängig davon, ob es sich dabei um Poly-Personen handelt, solle dem zunächst Beachtung geschenkt werden, wie die beratende Person zu sich selbst steht. Ob der/die Berater*in sich selbst mag, wie die Person sich verglichen mit anderen einschätzt und unter welchen Blickpunkten dies stattfindet. Was bräuchte es, damit die beratende Person selbst zufrieden in ihrem Leben ist (vgl. Eckstein und Fröhlig 2007: S. 13)? Oder auch wann eine Beratung als gelungen betrachtet wird und wie schnell dieser Erfolg in der Beratung eintreten müsse, um als solcher gesehen zu werden? Und wie reagiert die Person, wenn Klient*innen die Beratung abbrechen (vgl. ebd.: S. 14)? Es sei legitim über Misserfolge Enttäuschung zu empfinden und sich über Erfolge zu freuen. Zudem sei es normal auch von den Klient*innen respektiert und gemocht werden zu wollen. Allerdings könne sich hinter diesem Wunsch auch verbergen, dass die beratende Person offener für Manipulationen sei, indem Klient*innen eben diese Erfolge ermöglichen oder auch verwehren (vgl. ebd.: S. 15, zitiert nach Watzlawick 1992: S. 100). Außerdem bilden Klient*innen kein einheitliches Bild (vgl. Eckstein und Fröhlig 2007: S. 17). „Aus Einzelerfahrungen und Berichten Dritter bilden wir ein für unsere Persönlichkeit typisches vorurteilhaftes Bild von 'Patienten', das unsere Wahrnehmung des konkreten einzelnen Patienten beeinflusst und so unsere berufliche Handlungsfähigkeit einschränkt“ (ebd.).

Des Weiteren können bereits andere Aspekte den Klient*innen aufzeigen, wie die Fachkräfte sowie die Institution zu Teilrealitäten stehen. Dies lasse sich unter anderem in der Außendarstellung durch die Einrichtung widerspiegeln, wie etwa mittels der online Präsenz sowie Printmedien. Aber auch die Wirkung der Räumlichkeiten, beispielsweise durch die Gestaltung der Räume durch Bilder, Bücher oder die Aufteilung der Toiletten nach binären Geschlechtern. Zudem gebe der Schriftverkehr (zum Beispiel in Formularen) Einblicke in Formulierungen, wie der Verwendung von genderneutraler Sprache oder dem generischen Maskulinum. Um hierbei inklusiv zu handeln, biete es sich an in der Außendarstellung der Institution Sexualität und sexuelle Vielfalt als Themen zu benennen, welche in der Einrichtung beraten werden. Auch in der Gestaltung der

Räumlichkeiten könne darauf geachtet werden gut sichtbar Bücher über Sexualität und Nicht-Monogamie sowie Symbole, wie etwa die pansexuelle Flagge einzubeziehen. Ein weiterer relevanter Aspekt sei die Verwendung vielfaltensensibler Sprache. Etwa durch die Frage, ob die Person mehrere Partner*innen habe (vgl. Mazziotta 2021: S. 143f.).

Auch bezogen auf die Beratung monogamer Paare sei es wichtig, dass sich die Menschen in dem Beratungsraum willkommen fühlen. Aufgrund der Situation der Klient*innen, suchen diese bereits mit eigenen Unsicherheiten innerhalb ihrer Partner*innenschaft die Beratung auf. Dabei solle die Einrichtung des Beratungsraumes diese Gefühle nicht verstärken. Zudem sei darauf zu achten, dass auch bei dem Warten in einem anderen Raum der Beratungsstelle nicht vor anderen Personen die Namen der Klient*innen genannt werden. Vielmehr solle danach gefragt werden, wer bei der/dem jeweiligen Berater*in einen Termin habe. Die Klient*innen sollten erst im eigentlichen Beratungsraum nach dem Schließen der Tür mit ihrem Namen angesprochen werden, um die Anonymität zu wahren (vgl. Koschorke 2019: S. 129). Neben der Gestaltung der Beratungsräumlichkeiten vermittelt auch das persönliche Erscheinungsbild, etwa mittels Kleidung, eine Außenwirkung. So nehmen verschiedene Kleidungsstile auf bestimmte Personen- sowie Altersgruppen unterschiedlich Einfluss. Hier stellt sich ebenfalls die Frage, welche Botschaft die Räume, in welchen die Beratung stattfindet, vermitteln und welche Konsequenzen sich daraus resultieren? Aber auch welche Mitteilung stattdessen transportiert wird (vgl. Eckstein und Fröhlig 2007: S. 31f.).

Bezogen auf die Nicht-Monogamie sollten Fachkräfte über diese informiert sein (vgl. Mazziotta 2020: S. 315). Dies könne unter anderem durch selbständige Weiterbildung mittels Fachliteratur erfolgen. Dabei sei es Berater*innen möglich Einblicke in verschiedene Beziehungskonstellationen zu gewinnen. Wie Mitglieder offener Beziehungskonzepte Herausforderungen erleben können sowie welche Werte durch Gruppen vertreten werden. Außerdem kann somit Einsicht in das verwendete Vokabular der Communities erlangt werden. Nicht zuletzt sollte sich die beratende Person selbst damit auseinandersetzen, warum diese im Beratungsprozess bestimmte Fragen stellt und ob diese für die Arbeit mit den Klient*innen sinnvoll und nützlich sind, oder ob diese dem eigenen Interesse gelten (vgl. Mazziotta 2021: S. 144). Daran anschließend solle das konkrete Anliegen und das Setting der Beratung in Erfahrung gebracht werden. „In der Regel suchen Menschen, die einer sexuellen Minderheit angehören, *nicht* aufgrund ihrer sexuellen Orientierung, ihrer Identität oder ihres Beziehungsmodells psychosoziale Angebote auf, sondern haben vergleichbare Anliegen wie andere Bevölkerungsgruppen auch [...]“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Relevant sei dabei, das Beziehungsmodell der Klient*innen zu akzeptieren und den Fokus auf das Anliegen der Personen zu lenken und nicht hin zu einem Leben in der Monogamie zu streben. Ist das Anliegen an die Beratung geklärt, könne der Beschluss gefasst werden, welche Mitglieder der Beziehung vor Ort an dem Beratungsprozess teilnehmen. Dabei lasse sich dahingehen unterscheiden, ob es sich um

intra-/ oder interpersonale Thematiken handelt. Bei intrapersonalen Themen sei es häufig ausreichend, wenn die betroffene Person ohne Begleitung durch Partner*innen die Beratung wahrnimmt. Interpersonale Thematiken bieten dagegen an weitere Mitglieder der Beziehung einzubeziehen (vgl. ebd.).

Auch in der Beratung monogam lebender Paare sei eine fachliche Kompetenz sowie die persönliche Methodik von Relevanz für eine gelingende Beratung (vgl. Koschorke 2019: S. 134). So komme es vor, dass die negative und stimmungsgeladene Atmosphäre des Paares, bestehend aus beispielsweise Ärger, Frust und Rache, der beratenden Person entgegenschlagen (vgl. ebd.: S. 133). Dieses Phänomen durch die Gefühlswelt anderer Menschen überwältigt zu werden, werde auch als Affekt-Kontagion bezeichnet. Zudem gelte in der Beratung von Partner*innen ein Kräfteverhältnis von 3 zu 1. So stehe die beratende Person sowohl dem Paar als zusammengeschweißte Einheit als auch jeweils den einzelnen Partner*innen gegenüber (vgl. ebd.: S. 134). „Beziehungssysteme sind stärker als Einzelpersonen. Sie geraten weniger leicht in Abhängigkeit vom Gegenüber“ (ebd.). Ob nun als selbstständig praktizierende oder in einer Institution angestellte Person, sei es außerdem möglich die Beratung abzulehnen. Dies sei dabei kein Mangel an der eigenen Kompetenz, sondern vielmehr die Achtung eigener Grenzen, die Klient*innen an andere Kolleg*innen zu verweisen oder auch andere Institutionen zu empfehlen (vgl. Eckstein und Fröhlig 2007: S. 28f.). In diesem Kontext sei es zudem sinnvoll persönliche Vorurteile gegenüber bestimmten Personengruppen auszumachen (vgl. ebd.: S. 29). Voreingenommenheit könne sich wiederum auch in positive Richtung bewegen, wenn beispielsweise Sexarbeiter*innen als „Opfer der Gesellschaft“ gelesen werden, was im Folgenden den Klient*innen deren Eigenverantwortlichkeit nehmen würde (vgl. ebd.: S. 29f.).

Die Beratung von Paaren lasse sich des Weiteren in drei Abschnitte unterteilen. Dabei ordnet sich das Erstgespräch mit den Klient*innen in die Eröffnungsphase ein. Die beratende Person und das Paar lernen einander kennen. Diese Phase könne auch mehrere Erstgespräche beinhalten. Das Anliegen, also die Klärung der Beziehungsthemen sowie die dazugehörigen Hintergründe, finden sich in der Mittelphase. Kommt der Beratungsprozess in die Schlussphase, werde sich dem Erfolg der Beratung gewidmet und ob vereinbarte Ziele erreicht werden konnten. Auch dieser Abschnitt könne in einer oder auch mehreren Beratungseinheiten bearbeitet werden (vgl. Koschorke 2019: S. 135).

In einigen Kulturen seien bestimmte Geschlechtsidentitäten, sexuelle Orientierungen sowie Beziehungskonzepte mit strengen Reglementierungen belegt. Dies werde durch Normen und Moralvorstellungen gestützt. Nicht selten werden Ausprägungen menschlicher Sexualität mit Scham und Schuld in Verbindung gebracht und dabei pathologisiert. Dabei sei es unterstützend, wenn Berater*innen über eine sex-positive Haltung verfügen. Sex-positiv meine dabei eine offene und wertfreie Haltung gegenüber Sexualität einzunehmen. Zudem betone diese Einstellung Freiheit und

Selbstbestimmung. Ein sex-positiver Blick betrachte sexuelle Vielfalt und Ausdruck als gesund und richtig und stehe in Zusammenhang mit der Freiheit der einzelnen Personen (vgl. Mazziotta 2021: S. 145, zitiert nach Burnes, Singh und Witherspoon 2017). So bringe es für die Klient*innen eine Entlastung mit sich, wenn auch beratende Personen Themen der Sexualität in der Beratung offen und aktiv ansprechen. Trotzdem sei hier auch zu beachten in dem Tempo der zu beratenden Person zu arbeiten und Grenzen zu respektieren (vgl. Mazziotta 2021: S. 145). Die Coming-out-Phase¹³ von Menschen, welche nicht-monogam leben möchten, weiche häufig kaum von der Identitätsentwicklung von beispielsweise LSBTIQ*-Personen ab. Die Personen erleben den Unterschied zwischen ihren eigenen Bedürfnissen und Wünschen, wie dem Leben in polyamoren Beziehungskonzepten, und den gesellschaftlichen Normen. Auch hier könne thematisiert werden, dass die Klient*innen Gefühle entwickeln, welche von der gesellschaftlichen Norm abweichen. Die beratende Person könne dabei unterstützend wirken, die aufkommenden Gefühle, während der Coming-out-Phase zu verarbeiten und die Nicht-Monogamie als legitim anzusehen (vgl. Mazziotta 2021: S. 146, zitiert nach Weitzmann 2006) sowie die eigenen Gefühle und Wünsche zu erkunden. Ein weiterer Aspekt sei dabei die möglichen Konsequenzen bezogen auf die bisher monogam gelebte Partner*innenschaft zu betrachten. Etwa mögliche Vorteile, wie Bedürfnisbefriedigungen. Aber auch die Nachteile, durch eine mögliche Trennung mit der bisherigen Beziehungsperson (vgl. Mazziotta 2020: S. 146). Nicht zuletzt könne der/die Partner*in nach der Einweihung in die Wünsche und Gefühle der anderen Person bezogen auf eine Öffnung der Partner*innenschaft mit einer eigenen starken Gefühlswelt konfrontiert werden. So könne dies auch als Vertrauensbruch verstanden werden, was eine Trennung initiieren könnte. Dabei wäre sowohl eine Einzel- als auch eine Paarberatung unterstützend. In diesem Setting könne der Einzelperson oder auch dem Paar gemeinsam die Möglichkeit geboten werden, sich mit weiteren Schritten auseinanderzusetzen und das weitere Vorgehen auszuhandeln. Hier sei es in beiden Settings relevant, dass die beratende Person die Gefühle der Klient*innen aushalten kann und ohne Druck den notwendigen Raum und die Zeit zu lassen sowie die Gedanken und die Gefühlswelt der zu beratenden Personen anzunehmen und diese dabei nicht abzuwerten (vgl. ebd.). Des Weiteren können Berater*innen die Klient*innen darin unterstützen, gemeinsame Regeln und Grenzen für das gewählte Beziehungsmodell auszuhandeln (vgl. ebd.: S. 148) sowie ein gemeinsamer Konsens erarbeitet werden (vgl. ebd.: S. 149). Die Vereinbarungen sollten dabei das Produkt ehrlicher Aushandlungsprozesse sein und dabei konkret sowie realistisch auftreten. An dieser Stelle könnten Aushandlungen auch gemeinsam notiert und in einem Ergebnisprotokoll durch die Klient*innen mit nach Hause genommen

¹³ Im Unterschied zu dem „Coming-out“ meint das „Outing“, dass die sexuelle Orientierung einer Person fremdbestimmt offengelegt und der betroffenen Person abgesprochen wird selbstbestimmt zu handeln (Stadt Wien). Darum wird in dieser Arbeit ausschließlich von einem „Coming-out“ gesprochen, wenn es sich um das selbstbestimmte Mitteilen der Sexualität handelt.

werden. Auch solle dem Beachtung geschenkt werden, ob es sich bei Zustimmungen im Kontext der Nicht-Monogamie auf ehrliche oder erzwungene Antworten handelt (vgl. ebd.: S. 150). Da nicht alle vorgenommenen Aushandlungen alle möglichen Situationen umfassen können und mit welchen Vereinbarungen sich die Klientinnen wohlfühlen, sei es hilfreich nach dem formalen Ende der Beratung noch Zeit für Neuverhandlungen anzubieten (vgl. ebd., zitiert nach Bairstow 2017). Zusammengefasst bildet sich ab, dass sowohl monogame als auch polyamore Beziehungspersonen zunächst über ein Anliegen verfügen, welches sie in der Beratung thematisieren möchten (vgl. Mazziotta 2021: S. 144 und vgl. Koschorke 2019: S. 135). Poly-Personen hätten dabei vergleichbare Anliegen, wie andere Bevölkerungsgruppen (vgl. Mazziotta 2021: S. 144). Bevor beratende Personen sich der Arbeit mit Klient*innen widmen sei es sinnvoll, zunächst die persönliche Haltung, die Herangehensweise an bestimmte Themenkomplexe sowie die eigenen persönlichen Werten und Überzeugungen zu hinterfragen (vgl. Mazziotta 2021: S. 142 und vgl. Eckstein und Fröhlig 2007: S. 13f.). An dieser Stelle sei auch das Auseinandersetzen mit persönlichen Vorurteilen gegenüber bestimmter Personengruppen zu betrachten (vgl. Eckstein und Fröhlig 2007: S. 29). Dabei bestehe kein persönlicher Mangel auch von Fällen zurückzutreten oder diese gar nicht erst anzunehmen (vgl. ebd.: S. 28f.). Es ist also sinnvoll auch darüber informiert zu sein, was die beratende Person persönlich nicht beraten kann oder will. Möchten Berater*innen auch mit nicht-monogam lebenden Personen arbeiten, sollten diese sich zuvor mit der Nicht-Monogamie auseinandersetzen (vgl. Mazziotta 2020: S. 315). Dabei könne dies unter anderem durch selbstständige Weiterbildung mittels Fachliteratur erfolgen, auch in Bezug darauf, welche Werte bestimmte Gruppen vertreten (vgl. Mazziotta 2021: S. 144). Auch hier lässt sich ein Bezug zu den möglichen Vorurteilen herstellen, welche Berater*innen bestimmten Personengruppen gegenüber vertreten. Verdeutlicht wird, dass sowohl in der Beratung monogamer als auch nicht-monogamer Paare, beratende Personen stets auf Individualität treffen, die mit den eigenen Wertvorstellungen kollidieren können. Folglich seien sowohl fachliche Kompetenzen von Relevanz für die Beratung (vgl. Koschorke 2019: S. 134), aber auch das Eingestehen wichtig, wenn die Arbeit mit Klient*innen aus persönlichen Gründen nicht möglich ist (vgl. Eckstein und Fröhlig 2007: S. 28f.). Nicht zuletzt spiegelt sich sowohl in der Arbeit mit monogamen sowie nicht-monogamen Personen wider, dass diese im Beratungsprozess nicht gedrängt sowie deren Grenzen respektiert werden sollten (vgl. Mazziotta 2021: S. 145 und vgl. Koschorke 2019: S. 135). Außerdem lasse sich mittels einer entsprechenden Willkommenskultur in der Raumgestaltung ein sicheres Gefühl erzeugen, welches die Klient*innen nicht zusätzlich verunsichere (vgl. Koschorke 2019: S. 129). Gerade in der Arbeit mit beispielsweise Poly-Personen könne die Raumeinrichtung als Türöffner dienen, um Thematiken der nicht-monogam gelebten Sexualität anzusprechen und dass die beratende Person selbst über sexuelle Vielfalt informiert ist (vgl. Mazziotta 2021: S. 143f.). An diesem Punkt fällt nun auf, dass sich die Herangehensweisen an

die Beratung von Monogamie und Polyamorie in den aufgezählten Aspekten ähnlich sind. Einen Nachtrag bietet dabei die Arbeit mit nicht-monogam lebenden Personen, welche von einem sex-positiven Blick auf den Beratungsprozess mit den Klient*innen profitieren. Darin inkludiert ist außerdem, dass beratende Personen das Beziehungsmodell der Menschen, welche in die Beratung kommen akzeptieren (vgl. Mazziotta 2021: S. 144) und mit diesen nicht hin zu der in der Gesellschaft anerkannten Norm einer monogamen Partner*inneschaft (vgl. Mayer 2011: S. 25) arbeiten. Neben dem Hinterfragen der persönlichen Werte und Überzeugungen der Berater*innen in Bezug auf die Nicht-Monogamie (vgl. Mazziotta 2021: S. 142) stehe ebenfalls, dass auch die Biographie der beratenden Personen durch einen monogamen Lebensstil geprägt sein könne.¹⁴ Folglich rufe auch dieser Faktor einen entscheidenden Aspekt auf, welcher durch die Fachkräfte und deren persönlichen Standpunkt bezogen auf die Nicht-Monogamie, Raum für Reflexionen fordert.

6 Fazit

Für den Abschluss dieser Arbeit bietet es sich an, nochmals den Blick auf die Einleitung dieser Ausarbeitung zu richten. In dieser wurde neben einem Einblick in das Thema ebenfalls die Formulierung der Forschungsfrage ermöglicht. Dabei widmete sich dieses Werk der Fragestellung, inwiefern Personen, welche in polyamoren Beziehungen leben, sich mit ihren persönlichen und den Bedürfnissen ihrer Beziehungspersonen auseinandersetzen, im Vergleich zu monogamen Menschen. Bezogen darauf wurde ebenfalls eine Eingrenzung des Themas vorgenommen, welche die zu untersuchenden Dimensionen festlegte. Hierfür beschränkten sich diese auf einen Vergleich der kommunikativen Aushandlungsprozesse, dem Treueverständnis sowie der Vorstellung von romantischer Liebe und Sexualität. Die Untersuchung erfolgte dabei mittels einer systematischen Literaturanalyse, um die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen der Monogamie und der Polyamorie anhand der genannten Dimensionen zu kontrastieren.

Im Verlauf der Arbeit verdeutlichte sich, dass die partnerschaftlichen Beziehungen von Generation zu Generationen zunehmend von Serialität geprägt sind (vgl. Schmidt et al. 2006: S. 26). Bezogen auf den Vergleich der Dimension wird in der Monogamie der kommunikative Austausch hervorgehoben und dass dieser für monogam lebende Personen einen hohen Stellenwert in der Partner*innenschaft einnehmen würde (vgl. ebd.: S. 85). So bestehe auch in polyamoren Beziehungen die Relevanz mit involvierten Personen in kommunikativen Austausch treten zu können (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 8 – 9). Es schlussfolgert sich, dass sowohl monogame als auch polyamore

¹⁴ Für etwa 95% der 30-, 45- und 60-Jährigen – Singles wie Liierte – ist die feste Zweierbeziehung gleichermaßen die gewünschte und ideale Art und Weise, das Leben einzurichten (Tab. 2.1). Deutliche Mehrheiten aller Generationen wünschen sich dabei eine monogame Beziehung, Frauen noch häufiger als Männer“ (Schmidt et al. 2006: S. 31).

Beziehungskonzepte nicht frei von Aushandlungsprozessen sind. Beide Beziehungskonzepte schaffen sich eine rituelle Ordnung sowie eine gemeinsame Beziehungskultur (Burkart 2009a: S. 249). Bei der Polyamorie handle es sich dabei um einen gemeinsamen „ethischen Code“ (vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 10 – 11). Im Kern polyamorer Beziehungskonstellationen werden somit ebenfalls einvernehmliche Vereinbarungen geschlossen, welche allerdings in wiederkehrenden Aushandlungsprozessen neu verhandelt werden können und folglich von fluiden Strukturen geprägt sind (vgl. ebd.: S. 14). Neben dieser charakterlichen Beweglichkeit der Polyamorie, bringt diese aber zusätzlich Verantwortung mit sich, den Partner*innen mit Offenheit und Ehrlichkeit zu begegnen. Denn Aushandlungen und Kommunikation werden neben weiteren Faktoren als Schlüsselkonzepte polyamorer Beziehungsnetzwerke definiert (vgl. Wosick-Correa 2009: S. 53). So treten Poly-Personen bei Regelverstößen vielmehr in Neuverhandlung, anstatt eine Trennung zu erwirken (vgl. ebd.: S. 55). Allerdings werden sowohl monogame als auch polyamore Aushandlungsprozesse nicht ausschließlich durch diese selbst beeinflusst (vgl. Burkart 2009a: S. 249 und vgl. Pieper und Bauer 2014: S. 9).

Bezogen auf die Dimension des Treueverständnisses wurde deutlich, dass die untersuchten Generationen die Monogamie überwiegend als bevorzugtes Beziehungskonzept betrachtet. Zudem fällt die Charaktereigenschaft der Exklusivität auf (vgl. Schneider 2009: S. 677). Dieses Treueverständnis hänge hierbei eng mit dem Ideal der wahren Liebe zusammen. In diesem Kontext wuchs außerdem die exklusive Sexualität innerhalb der Beziehung (vgl. Mayrhofer 2018: S. 11). Auch Personen, welche in einer polyamoren Beziehung leben, können sich nach Exklusivität sehnen. Pieper und Bauer (2014) sprechen dabei explizit das „[...] mono-normative Muster der Exklusivität [...]“ (S. 14) an. Dies schreiben Poly-Personen jedoch in „Teil-Exklusivitäten“ um (vgl. ebd. S. 14). Allerdings wird auch hervorgehoben: „[...] Überall begegnet uns die Norm [...] [beziehungsweise] das Ideal, sexuell und emotional exklusive Zweierbeziehungen zu führen“ (Mayer 2011: S. 25). „[Monogame] Paarbeziehungen sind demnach zwingend exklusiv, das heißt man kann stets nur in einer und nicht in mehreren Paarbeziehungen gleichzeitig leben. Das Kriterium Exklusivität ist vom Wandel in der Moderne weitgehend untangiert geblieben. Synchron geführte Paarbeziehungen sind nicht regelkonform und gelten weiterhin als unakzeptabel“ (Schneider 2009: S. 677; Hervorhebung im Original). Die Nicht-Monogamie wird seltener in der Öffentlichkeit thematisiert und monogame Partner*innenschaften stellen die Norm in der Gesellschaft dar (Pieper und Bauer 2005: S. 60). Während in der Monogamie die Treue bezogen auf die Einhaltung sexueller Exklusivität verstanden wird, übersetzt die Polyamorie diese hinsichtlich der Einhaltung der zuvor vorgenommenen kommunikativen Aushandlung.

Die Monogamie wird als diese „[...] eine auf Dauer angelegte und sexuell fundierte Verbindung zweier Personen mit einer bestimmten Institutionalisierungsform (Sexualpartnerschaft, Wohn-

Gemeinschaft, Ehe) und einer intimen Alltagspraxis [angesehen]“ (Burkart 2018: S. 29). Die Liebe lässt sich dabei als Bindemittel zwischen den Beziehungspersonen verstehen (vgl. ebd.: S. 30). Die Polyamorie wird dahingegen als Mehrfachlieben verstanden (vgl. Pieper und Bauer 2005: S. 63), wobei die Liebe nicht als endliche Ressource verstanden wird und folglich nicht an eine einzelne Person gekoppelt sein müsse (vgl. Mazziotta 2020: S. 310). So fällt auf, dass sowohl die Monogamie als auch die Polyamorie der Liebe eine hohe Relevanz zusprechen. Dabei stehen Liebe und Sexualität in monogamen Beziehungen nebeneinander, während dies bei Poly-Beziehungen abweichen kann und romantische Gefühle sowie sexuelle Interaktion nicht ausschließlich in einer Konstellation bestehend aus einem Paar gelebt wird.

Anschließend an den Vergleich der zu untersuchenden Dimensionen wendete sich die Ausarbeitung dem heutigen Angeboten der Paar- und Sexualberatungen zu und inwiefern diese die Nicht-Monogamie angemessen berücksichtigt. Im Allgemeinen treffen beratende Personen innerhalb ihrer Arbeit stets auf Individualität, welche den persönlichen Wertvorstellungen widersprechen können. Folglich seien sowohl fachliche Kompetenzen von Relevanz für die Beratung (vgl. Koschorke 2019: S. 134), aber auch das Eingestehen wichtig, wenn die Arbeit mit Klient*innen aus eigenen Gründen nicht möglich ist (vgl. Eckstein und Fröhlig 2007: S. 28f.).

Darüber hinaus sei eine sex-positive Haltung der beratenden Personen gerade in der Arbeit mit nicht-monogamen Klient*innen oder solchen, welche in der Aushandlung stehen, ihre Beziehung für weitere Personen zu öffnen, hilfreich. Dies sei förderlich, da weiterhin bestimmte Geschlechtsidentitäten, sexuelle Orientierungen sowie Beziehungskonzepte in einigen Kulturen durch strenge Reglementierungen belegt sind (vgl. Mazziotta 2021: S. 145, zitiert nach Burnes, Singh und Witherpoon 2017). Wichtig zu erwähnen sei hierbei außerdem, dass der Rahmen dieser Arbeit nicht ausgereicht hat, um Beratungsansätze der Monogamie und der Polyamorie allumfassend aufzugreifen und kontrastierend nebeneinanderzustellen. Diese Arbeit hatte das Ziel einen Einblick in die Thematik zu gewähren, um auch einen entsprechenden Bezug zu der Sozialen Arbeit herstellen zu können. Außerdem muss Erwähnung finden, dass innerhalb der Ausarbeitung häufiger auch allgemein von der „Nicht-Monogamie“ gesprochen wird, was sich nicht ausschließlich auf die Polyamorie beziehen lässt, sondern auch andere offene Beziehungskonzepte einschließt.

Im Folgenden kommt die Vermutung auf, dass ein sex-positiver Blick in der Beratung durch die beratenden Personen sowohl in der Arbeit mit monogamen als auch nicht-monogamen Klient*innen von Vorteil ist. „In counseling psychology, the most common understandings of diverse sexualities have entailed a focus on lesbian, gay, bisexual, and queer concerns. As many White, Western paradigms have understood sexuality using evolutionary theory, cisgender, heterosexual couples that engage in procreative sex are often seen as standard, and other individuals are shamed, silenced, hypersexualized, or asexualized. However, sex positivity helps to expand the notion that sexual

diversity does not only include sexual orientation identities. Rather, sex positivity represents physical wellness and the presence of safe (noncoercive), pleasurable sexual experiences and relationships (Burnes et al. 2017: S. 474). Somit könne ein allgemein vertretener sex-positiver Blick in der Beratung zur Folge haben, dass sowohl monogame als auch nicht-monogame Personen befähigt werden, sich über ihre persönliche sexuelle Orientierung hinaus, dem eigenen Wohlbefinden und dem Erleben von selbstbestimmten, angenehmen sexuellen Erfahrungen in selbstgewählten Beziehungen widmen zu können. Mittels der Beratung durch Fachpersonen kann auf individuelle Bedürfnisse der Klient*innen eingegangen werden. Nicht zuletzt wurde deutlich, dass sowohl die Monogamie als auch die Polyamorie durch die untersuchten Dimensionen geprägt und Personen miteinander verbunden werden. Aber auch darin findet sich die individuelle Gestaltung des Lebens der Personen und den Bedürfnissen, die sie haben, indem sie auch in ihren Beziehungskonstellationen einen persönlich Weg suchen. Beratende Personen können dabei unterstützend wirken, ermutigen, helfen zu reflektieren und nicht zuletzt Informationen vermitteln und ein offenes Ohr schenken.

7 Abkürzungsverzeichnis

BDSM	BD = Bondage & Discipline DS = Dominance & Submission SM = Sadism & Masochism
cf.	compare
ebd.	ebenda
ENMB	einvernehmliche nicht monogame Beziehungen
Hrsg.	Herausgebende
Jg.	Jahrgang
LSBTIQ*	lesbisch, schwul, bisexuell, trans-, intergeschlechtlich und queer
o.J.	ohne Jahr
vgl.	vergleiche

8 Literaturverzeichnis

- Bairstow, Adrienne (2017): Couples exploring nonmonogamy: Guidelines for therapists, In: Journal of Sex & Marital Therapy, Jg. 43, Heft 4, 343–353.
- Burkart, Günter (2009a): Gründungsmythen und andere Mechanismen der Institutionalisierung von Einheit in Paarbeziehungen, In: sozialersinn, Jg. 10, Heft 2, S. 249 – 264.
- Burkart, Günter (2009b): Paare in der Bestandsphase, In: Lenz, Karl; Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa Verlag, S. 221-239.
- Burkart, Günter (2018): Soziologie der Paarbeziehung – Eine Einführung, Wiesbaden: Springer VS.
- Burnes, Theodor R.; Singh, Anneliese A.; Witherspoon, Ryan G. (2017): Sex positivity and counseling psychology: An introduction to the major contribution, In: The Counseling Psychologist, Jg. 45, Heft 4, 470–486.
- Califa, Pat; Sweeney, Robin (Hrsg.) (1996): The Second Coming – A Leatherdyke Reader, Los Angeles: Alyson Publications Inc.
- Conley, Terri D.; Matsick, Jes L.; Moors, Amy C.; Ziegler, Ali (2017): Investigation of Consensually Nonmonogamous Relationships: Theories, Methods, and New Directions, In: Association for psychological science, Jg. 12, Heft 2, S. 205 – 232.
- Duden (2024): Interdependenz, In: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Interdependenz>, zugegriffen am: 26.06.2024.
- Ebbecke-Nohlen, Andrea (2009): Systemische Paarberatung, In: Lenz, Karl; Nestmann, Frank (Hrsg.) (2009a): Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa Verlag, S. 859 – 878.
- Eckstein, Brigitte; Fröhlig, Bernard (2007): Praxishandbuch der Beratung Psychotherapie, Eine Arbeitshilfe für den Anfang, 3. Auflage, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Günther, Markus (2014): Ersatzreligion Liebe, In: <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/egoistische-zweisamkeit-ersatzreligion-liebe-13152087.html>, zugegriffen am: 01.05.2024.
- Illouz, Eva (2011): Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jellouschek, Hans (2003): „Warum hast du mir das angetan?“ Untreue als Chance, 8. Auflage, München, Zürich: Piper Verlag.
- Koschorke, Martin (2019): Keine Angst vor Paaren! Wie Paarberatung und Paartherapie gelingen kann, Praxishandbuch, 4. Auflage, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lenz, Karl (2008): Persönliche Beziehungen, In: https://www.researchgate.net/publication/226257281_Personliche_Beziehungen, zugegriffen am: 26.06.2024.

- Lenz, Karl; Nestmann, Frank (Hrsg.) (2009a): Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa Verlag.
- Lenz, Karl; Nestmann, Frank (2009b): Persönliche Beziehungen – eine Einleitung, In: Lenz, Karl; Nestmann, Frank (Hrsg.) (2009): Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa Verlag, S. 9 – 25.
- Mahlmann, Regina (2003). Was verstehst du unter Liebe? Ideale und Konflikte von der Frühromantik bis heute, Darmstadt: Primus Verlag.
- Mayer, Gesa (2011): What the fuck is Mono-Normativität? Bemerkungen zur Flexibilität der Norm, monogam zu leben. In: Gruppe lilü – libertäre lüneburg (Hrsg.): beziehungsweise.frei? Normen, Macht und Herrschaft in Beziehungen und Geschlechterverhältnissen, S. 25–39.
- Mayer, Gesa (2014a): Mangel-Erscheinungen. Die Monogamie-Norm und ihre Logik des Mangels, In: Nagelschmidt, Ilse; Mojke, Kristin (Hrsg.): Leipziger Gender-Kritik, Frankfurt am Main: PL Academic Research, S. 171 – 197.
- Mayer, Gesa (2014b): poly werden, Oder: Warum es dem Begehren an nichts mangelt, In: Journal für Psychologie, Jg. 22, Heft 1, S. 1 – 27.
- Mayrhofer, David (2018): Liebe, wie es dir gefällt, aber... - Diversität von Beziehungsformen und die Formen des Umgangs mit Idealvorstellungen, Werten und Normen in der Psychotherapie und Beratung, In: Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie, Jg. 17, Heft 1, S. 7 – 19.
- Mazziotta, Agostino (2020): Mehr als einen Menschen lieben – Forschungsüberblick zu offenen und polyamoren Beziehungen, In: Familiendynamik – Systemische Praxis und Forschung, Jg. 45, Heft 4, S. 308 – 317.
- Mazziotta, Agostino (2021): Anregungen für die Beratung von Klient*innen, die in einvernehmlichen nicht monogamen Beziehungen leben (wollen), In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis, Jg. 53, Heft 1, S. 141 – 156.
- Méritt, Laura (2005): Die Sprache der Bedürfnisse, In: Méritt, Laura; Bührmann, Traude; Schefzig, Nadja Boris (Hrsg.): Mehr als eine Liebe, Polyamouröse Beziehungen, Berlin: Orlanda, S. 77 – 83.
- Méritt, Laura; Bührmann, Traude; Schefzig, Nadja Boris (Hrsg.) (2005): Mehr als eine Liebe, Polyamouröse Beziehungen, 1. Auflage, Berlin: Orlanda.
- Nagelschmidt, Ilse; Mojke, Kristin (Hrsg.) (2014): Leipziger Gender-Kritik, Band 5, Frankfurt am Main: PL Academic Research.
- Pieper, Marianne; Bauer, Robin (2005): Polyamorie & Mono-Normativität, Ergebnisse einer empirischen Studie über nicht-monogame Lebensformen, In: Méritt, Laura; Bührmann, Traude;

- Schefzig, Nadja Boris (Hrsg.): Mehr als eine Liebe, Polyamouröse Beziehungen, Orlanda: Berlin, S. 59 – 69.
- Pieper, Marianne; Bauer, Robin (2014): Polyamorie: Mono-Normativität – Dissidente Mikropolitik – Begehren als transformative Kraft?, In: Journal für Psychologie, Jg. 22, Heft 1, S. 1 – 35.
- Platon (2000): Symposion, Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Queer Lexikon (2020): Was ist eigentlich BDSM, In: <https://queer-lexikon.net/2020/01/31/was-ist-eigentlich-bdsm/>, zugegriffen am: 07.07.2024.
- Schmidt, Gunter; Matthiesen Silja; Dekker Arne; Starke Kurt (Hrsg.) (2006): Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen, Wiesbaden: VS Verlag.
- Schneider, Norbert F. (2009): Distanzbeziehungen, In: Karl Lenz, Frank Nestmann (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen, Weinheim und München: Juventa, S. 677 – 693.
- Stadt Wien (o.J.): Coming-out – ein erster Schritt nach außen, In: <https://www.wien.gv.at/menschen/queer/sexuelle-orientierung/coming-out.html#:~:text=Im%20Gegensatz%20zum%20Coming%2Dout,verletzt%20die%20Privatsph%C3%A4re%20eines%20Menschen.>, zugegriffen am: 18.07.2024.
- Watzlawick, Paul (1992): Münchhausens Zopf oder Psychotherapie und „Wirklichkeit“, München: Huber.
- Weitzman, Geri D. (2006). Therapy with clients who are bisexual and polyamorous, In: Journal of Bisexuality, Jg. 6, Heft 1-2, S. 137–164.
- Wolfwomyn, Joi (1996): Speaking of Family: Some Polyanna Words about Polifidelity, In: Califia, Pat; Sweeney, Robin (Hrsg.): The Second Coming – A Leatherdyke Reader, Los Angeles: Alyson Publications Inc, S. 198 – 204.
- Wosick-Correa, Kassia (2009): Agreements, rules and agentic fidelity in polyamorous relationships, In: Psychology & Sexuality, Jg. 1, Heft 1, S. 44 – 61.

9 Selbstständigkeitserklärung

Ich erkläre hiermit an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche einzeln kenntlich gemacht. Es wurden keine anderen, als die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel (inklusive elektronischer Medien und Online-Ressourcen) benutzt. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch nicht veröffentlicht. Ich bin mir bewusst, dass ein Verstoß gegen diese Versicherung nicht nur prüfungsrechtliche Folgen haben wird, sondern auch zu weitergehenden rechtlichen Konsequenzen führen kann.

Merseburg, 12.08.2024

X

Nathalie Luise Dorst